P.O. germ. 159 y

Bouterweck

m̄

P. O. germ

~~Dsch. Ub. deutsch.~~

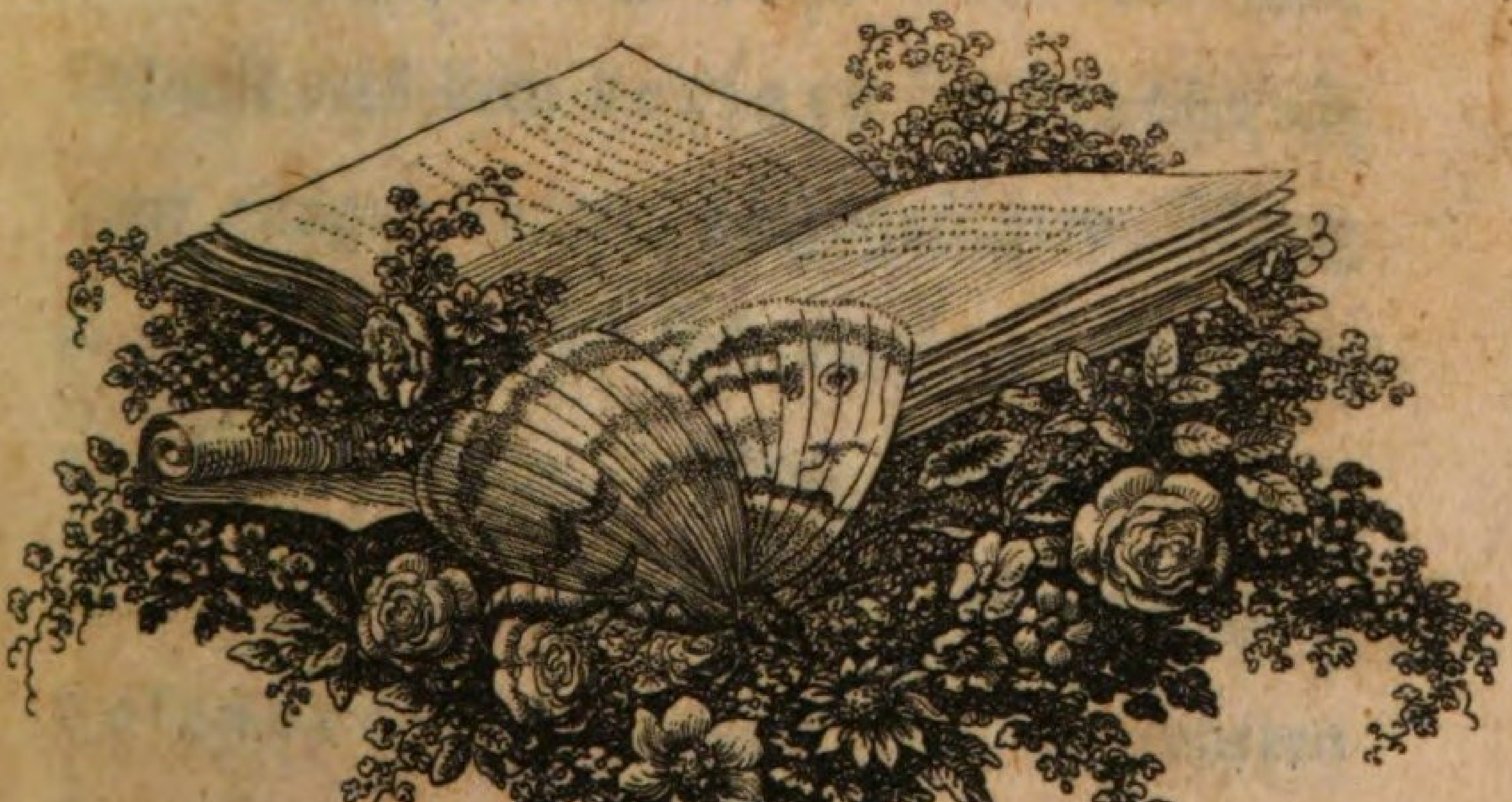
~~p. 423.~~

Novellen

und

Reflexionen.

Aus den älteren Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar.



Göttingen. 1805.
Bei Heinrich Dieterich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorerinnerung

des Herausgebers.

Die vier Novellen, die hier in einer Sammlung vereinigt sind, verrathen ihre Abkunft aus dem vorigen Jahrzehend unter einigen später hinzugefügten Zügen so deutlich, daß es fast unnöthig ist, daran zu erinnern. Drei derselben sind schon aus dem sogenannten Romanen-Calender bekannt, aber in einer roheren Form, und mit Auswüchsen, durch die sie nun nicht mehr entstellt werden. Die vierte, oder in der Reihe, wie sie hier folgen, die zweite, erscheint zum ersten Male gedruckt.

Die angehängten Reflexionen sollen, nach dem Wunsche des Verfassers, ungefähr andeuten, was er mit den Novellen, die er als Kunstwerke besonders geltend zu machen im mindesten nicht gesonnen ist, eigentlich wollte. Man nenne, wenn man will, die Novellen und die Reflexionen zusammen kleine Beiträge zur ernsthaften nud zur komischen Geschichte des menschlichen Herzens. Sind sie unter diesem Titel nicht verwerflich, so sind auch die heiteren Augenblicke nicht verloren, die der Verfasser gern benutzte, um diesem Andenken an seine frühere Autorschaft noch eine Art von Bildung zu geben.

Inhalt.

Therese die Einsiedlerinn.	Seite 1
Graf Lilienstein, oder, der Leichtsinn in der Klemme.	145
Die Kantianerinn.	203
Die künstliche Prüfung.	261
Reflexionen aus der Sphäre des geselligen Lebens.	347

Therese

die Einsiedlerinn.

Therese die Einsiedlerinn.

Es kommt auf den Versuch an, sagte die Wirthinn. Ich gehe zu ihr. Will sie es übel nehmen, so mag sie es. Aber sie nimmt es gewiß nicht übel. Hast du nicht gehört, wie viel Gutes sie den Armen thut, seitdem sie sich hier aufhält? Ich gehe zu ihr.

Der Wirth hörte mit untergeschlagenen Armen und mit der Miene eines Polizei-Inspectors seiner Frau zu. Mein Kind, man muß Leute von Stande nicht incommodiren! sagte er, und hielt seine Frau bei'm Arme, als sie sich auf den Weg machen wollte.

Leute von Stande? fragte die Wirthinn nach. Ist denn die Dame hier nicht so gut von Stande, als die Dame dort? Ich gehe.

Bleib! rief der Wirth mit unsanfter Feierlichkeit; und nimm Vernunft an! Wenn die

kranke Dame es bei uns nicht bequem hat, so haben wir's auch nicht bequem dafür, daß sie uns etwas zu verdienen gibt. Bleib du hier, und mache das große Bett zurecht! Ich will in die Stadt reiten, und den Doctor hohlen. Dann verdient doch das Pferd auch heute seinen Hafer. Denn die Dame wird nicht wollen, daß ich es umsonst müde reite.

Die Dame wird von dir gar nichts wollen. Wer nicht gern hilft, dem wird auch so leicht nicht wieder geholfen. So denke ich.

Das rasche Weibchen drehte sich kurz um. Sie ließ ihren Eheherrn stehen, der mit der linken Hand sich hinter dem Ohre kratzte, und die rechte mit aufgehobenem Zeigefinger in der Luft schüttelte. Aber die Flüche, die der Text zu jenen pantomimischen Noten waren, murmelte er leise, wie Zauberformeln, hinter dem Rücken seiner Frau. Er fürchtete sich vor ihr, ungeachtet sie zehn Mahl besser, als er, war.

Der Zusammenhang dieses Wortwechsels beweiset nicht, daß er in Französischer Sprache geführt wurde. Dieß war aber wirklich der Fall. Die Scene des Streits war ein Wirthshaus im südlichen Frankreich an der Landstraße zwischen Genf und Lyon; eine Hütte, in welcher nur arme Fuhrleute und noch ärmere Fußgänger einzukehren pflegten, und zu nichts weniger eingerichtet, als, eine kranke Dame, die mit Kammermädchen und Bedienten reisete, zu beherbergen bis zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Nicht leicht würde auch die Dame, deren unvermuthete Ankunft Wirth und Wirthinn entzweite, aus freier Wahl auf den Gedanken gekommen seyn, vor der Thür dieses Wirthshauses ihre Pferde ausspannen, und sich selbst in ein Kämmerchen tragen zu lassen, wo ihr Bettsack ausgeleert werden mußte, ehe sie einen reinlichen Ruheplatz fand. Aber eine Erkältung von der vorigen Nacht war ihr allzu übel bekommen. Sie wollte bis nach dem näch-

sten Städtchen fahren; aber sie vermochte es nicht. Nun war die Frage, was anzufangen sey, wenn sie schlimmer werden sollte, wie es dazu allen Anschein hatte.

Ungefähr eine halbe Französische Meile von dieser Herberge der Armuth thronte der Ueberfluß in einer so ungewöhnlichen Gestalt, daß man in das Reich der Schatten hinab zu steigen glaubte, wenn man ihn näher kennen lernte. Ein altes Schloß, das sein ehemahliger Besitzer vor wenigen Jahren an eine fremde Dame verkauft hatte, war von dieser mit nicht geringen Kosten in eine schauerliche Einsiedelei verwandelt worden. Eine hohe Mauer umzog Schloß und Garten wie ein Kloster. Zu dieser Einsiedelei führte kein anderer Zugang, als eine schmale Thür, die von innen mit Schloß und Riegel fest verwahrt war, und keinem Fremden geöffnet wurde, der nicht ein langes Examen bestand. Der Examinator war ein alter Schweizer, der in einem Thürmchen auf der Mauer

über der Thür Wache hielt. Von ihm ging die Meldung an einen zweiten Posten an der Thür innerhalb; von diesem an einen dritten, der sie nach dem Schlosse überbrachte, wo eine alte Frau sie ihm aus einem Fenster neben der Thür abnahm. Von da ging sie dann durch die Hände einer Vertrauten zur Gebietherinn der Einsiedelei. Anstalten von so seltsamer Art hatten, so bald sie bekannt geworden waren, das Auge der wachenden Polizei auf sich gezogen. Nachdem aber die Dame des Schlosses ohne Weigerung eine gerichtliche Visitation ihrer Wohnung sich hatte gefallen lassen, und nachher durch ihr Betragen nicht den mindesten Verdacht erregte, wurde sie nicht weiter in ihrer Verborgenheit gestört. Man hielt sie für eine geistliche Schwärmerinn. Diese Meinung schien vieles für sich zu haben. Denn Alles, was man von den Beschäftigungen der Dame erfahren konnte, war, daß sie sich der Armen und Nothleidenden in der ganzen Gegend annahm. Alle Briefe, die

für sie ankamen, und die man polizeimäßig zu erbrechen auf dem nächsten Postamte für nöthig hielt, betrafen nichts, als Sachen, die in der Kirche gute Werke, in den Kanzelleien Gnadensachen heißen. Einen gleichen Inhalt hatten die Antworten der Dame, von denen sie keine eigenhändig schrieb. Zur Besorgung dieser Correspondenz und zu geheimen Sendungen, die damit zusammen hingen, mußte die Dienerschaft des Schlosses thätig seyn. Aber keiner von allen weiblichen und männlichen Bedienten konnte sich rühmen, seine Gebietherinn gesehen zu haben. Sie ließ sich gern sprechen, auch von Fremden, die sich zu diesem Vorzuge legitimiren konnten, aber nie anders, als durch einen dichten schwarzen Schleier, der ihr bis auf die Füße herab hing, und ihre ganze Gestalt versteckte.

Zu dieser Dame machte sich die dienstfertige Wirthinn, nachdem sie ihren bedenklichen Ehemann hatte stehen lassen, eilig auf den Weg, um zu fragen, ob die Dame des Schlosses nicht

die kranke Fremde beherbergen wolle, und um — warum sollte sie, weil sie eine gute Frau war, ihr Geschlecht verläugnen? — bei dieser unverhofften glücklichen Gelegenheit endlich einmahl die Einsiedelei zu sehen, und, wo möglich, die Einsiedlerinn zu sprechen, von der man so Vieles erzählte.

Während die Kranke im Wirthskämmerchen über ihre Lage noch mehr, als über ihre Krankheit, seufzte, kam die eilfertige Helferinn bei dem Thürmchen an, wo der alte Schweizer sein Examen von oben herab zu halten anfing. Ihr Bericht war so wohl gefaßt, daß der Schweizer ihn sogleich weiter bestellte; und nach wenigen Minuten kam die Antwort zurück: Die Frau könne eingelassen werden.

Wie sie sich freute, die gute kleine Frau, als der Schlüssel am Schlosse klirrte und der Riegel in seinen Ringen! Und wie sie, so bald sie hinein getreten war, nun so langsam ging, um Alles recht genau zu betrachten!

Aber es war wenig zu betrachten auf dieser Seite des Schlosses. Die verborgene Dame war eine Schwärmerinn. Aber eine Närrinn war sie nicht. Sie entzog dem Auge der Neugier, was die Eitelkeit zur Schau ausgestellt haben würde. Sie wollte nicht interessiren mit ihrer Handlungsart, und noch weniger mit ihrem Gefühl. Der Ort, wo sie ihren Melancholien ein Denkmahl gestiftet hatte, war ihr Garten; und dieser Garten war unzugänglich für Jedermann. Die forschende Wirthinn entdeckte also, so weit sie sich im Innern der Ringmauer umsehen konnte, nichts, als einen Vorhof, der statt des Steinpflasters mit blühenden Rasen belegt war, und ein altes Gebäude von grauem Stein begrenzte. An der Hausthür wurde sie empfangen von der alten Frau, durch die sie angemeldet worden war, und von dieser weiter in ein Zimmer geführt, an dessen grau tapezierten Wänden sich gleichfalls keine Merkwürdigkeit zeigte, als ein leerer Rahmen, der statt eines Gemähldes

aufgehängt war, und dem Neugierigen, der nicht sah, was er erwartet hatte, wenigstens etwas zu denken gab.

Das wird sie seyn! dachte die gute Wirthinn, als sie Jemanden kommen hörte; und sogleich wandte sie ihren Blick von dem leeren Gemählderahmen nach der Thür, durch welche die Alte sich entfernt hatte. Es kam auch Jemand; aber es war nicht die Dame des Schlosses, sondern nur ihre Vertraute, eine bescheiden gekleidete Brünette, von etwa achtzehn Jahren, nicht schön, aber fein gebaut, mit bedeutend ernsthafter Miene, und hellen, lebendigen Augen. An diese mußte die Wirthinn ihren Bericht noch ein Mahl ausführlich wiederhohlen. So wiederhohlt, wurde er noch ein Mahl der Dame des Schlosses überbracht. Und nun erst erschien diese selbst, versteckt unter ihrem schwarzen Schleier.

Der Beschluß der Unterredung war eine vorläufige Empfehlung an die kranke Fremde, mit

der Versicherung, daß man im Schlosse nachsehen würde, ob es möglich sey, ihr eine bequeme Wohnung zu bereiten, und daß man, im Falle dieses nicht möglich seyn sollte, auf alle andere Art Sorge tragen werde, ihr das Beschwerliche ihres Aufenthalts zu erleichtern.

Die gute Wirthinn war nicht zufrieden mit einer Abfertigung von so unbestimmter Art, und noch weniger damit, daß sie so wenig gesehen hatte.

Aber kaum war sie wieder bei der Kranken angekommen, und schon im Stillen auf Mittel bedacht, der Hülfe der Einsiedlerinn zu entbehren, so erschien auch schon in einem Wagen, der für die Dame des Schlosses in einer benachbarten Meierei immer bereit gehalten wurde, die hell blickende Vertraute. Die Kranke nahm den günstigen Besuch willig an. Aber ganz so günstig, als sie gedacht hatte, schien er doch nicht für sie ausfallen zu wollen. Denn die Abgesandte gerieth bei'm ersten Blicke, den sie

auf die Kranke warf, in eine Verlegenheit, die sich dieser mittheilte, und die mit jeder Minute stieg. Wer eine Inschrift entziffern will, und mit der Entzifferung eine Entdeckung von nicht geringer Wichtigkeit zu machen glaubt, kann nicht mit hingespannterer Aufmerksamkeit an den unleserlichen Buchstaben hängen, als die Abgesandtinn der Dame des Schlosses an den Gesichtszügen der Kranken hing. Und als sie gar hörte, daß die Kranke eine Deutsche sey, nahm sie sich nicht die Zeit, nach ihrem Nahmen zu fragen. Sie eilte in den Wagen zurück, als würde sie von einem Feinde verfolgt, oder als hätte sie die erste Bothschaft von einem Friedensschlusse zu überbringen.

Sie ist es! Es kann keine Andere seyn! rief sie der Dame des Schlosses zu, so bald sie zu dieser in's Zimmer trat.

Die Dame fuhr von ihrem Sopha auf, und fragte erschrocken: Als wer?

Als die Schwester des Mannes, dessen Bild Sie mir einmahl zeigten; antwortete die Vertraute mit Ungestüm.

Die Dame schöpfte tief Athem. Die Farbe des Lebens trat in ihr Gesicht zurück. Gott Lob! sagte sie, mit einer Thräne des erschütterten Herzens. Gott Lob, daß es keine Andere ist! Der Mann, dessen Bild du gesehen, hat keine Schwester.

Die Vertraute sah mit ihren hellen Augen starr auf, wie Jemand, der seinen Sinnen nicht traut. — Wissen Sie gewiß, daß er keine Schwester hat?

Wunderliches Herz, sagte die Dame düster lächelnd, du wirst mich doch nicht die Geschichte des Einzigen lehren wollen, den ich kenne, wie mich selbst? Ist denn die Kranke eine Deutsche?

Sie sagt es, erwiederte die Vertraute. Sie spricht auch das Französische mit fremdem Accent.

Hast du nicht nach ihrem Nahmen gefragt?

— Nein. —

Die Dame versank in Nachdenken. — Eine Deutsche? Und dem ähnlich, dessen Bild du einmahl bei mir gesehen hast? Liebe Leonore, das konnte dir wohl so vorkommen, weil du dieses Bild nur Ein Mahl gesehen, und weil du nur das Bild gesehen hast. Aber sonderbar bleibt es doch, daß sie mit dieser Aehnlichkeit eine Deutsche ist. Und wenn dich dein Gesicht oder deine Erinnerung nicht betrogen ...

Mein Gesicht? fiel ihr die Vertraute in's Wort. Nie in meinem Leben ist mir etwas so deutlich in's Auge gesprungen, als diese Aehnlichkeit. Und meine Erinnerung? O, wenn ich nur eine Mahlerinn wäre, an jede Wand wollte ich Ihnen das liebe Bildniß mahlen! die großen forschenden Augen! die einzelne Falte auf der hohen Stirn! das schwermüthige Lächeln! den bedeutenden Umriß des ganzen

Gesichts! und die unsichtbare Wolke, in der Alles schwebt!

Leonore! rief die Dame mit schwärmerischer Heiterkeit, und drückte die Hand der Vertrauten. Weißt du, was du sprichst? Unsichtbare Wolken kannst du sehen?

Lassen Sie mir doch den Ausdruck! sagte die Seherinn. Ich kann nun einmahl die Empfindung nicht anders nennen, die das Bild in mir aufregt, so oft ich daran denke. Es schwebt eine Wolke auf dem Gesichte, durch die alles Schöne noch ein Mahl so schön erscheint. Was das ist, müssen Sie wissen. Ich fühle es.

Nun denn? Und diese Wolke schwebte auch auf dem Gesichte der kranken Fremden? fragte die Dame weiter.

Nein, die fehlte. Und überhaupt war Manches anders in dem Gesichte der Kranken. Es hat manche Züge, die das Bild nicht hat. Aber gewisse Züge, die nur, glaubte ich, das Bild

hätte, so etwas, was man eine Familien=Miene nennt, fiel mir so auf das Herz, daß ich noch immer darauf schwören wollte, diese Fremde und der Mann, der zu dem schönen Porträt gesessen hat, müssen wenigstens Blutsfreunde seyn.

Die Dame sann wieder nach. — Es ist nicht möglich. Ich kenne seine ganze Familie, wenn gleich nicht persönlich. Er hat noch einen Vater, aber, weder Geschwister noch nahe Verwandten am Leben. Wenn er ohne Erben sterben sollte, fällt die ganze Verlassenschaft an entfernte Vettern, die einen andern Nahmen führen. Aber möglich wäre es denn doch, daß dich der Eindruck nicht getäuscht hätte. Der Zufall zeichnet zuweilen Menschen, die in der Körperwelt nicht verwandt sind, mit Einem Gepräge geistiger Aehnlichkeit. Und wenn das auch dieses Mahl der Fall wäre; wenn die Kranke auch nur in Einem Zuge dem gliche, dem noch Niemand glich. . . . Leonore, ich wollte sie auf den Händen tragen, um dieses

einzigen Zuges willen. Leonore! bist du gewiß, daß sie ihm ähnlich sieht?

Leonore schien unwillig zu werden. — So gewiß meine Augen offen stehen, sieht sie dem Bilde ähnlich, das Sie mir einmahl zeigten.

Die Dame fuhr mit der Hand unter ihr Halstuch, zog ein verstecktes Porträt hervor, das an einer goldenen Halskette hing, und hielt es Leonore'n vor das Auge. — Diesem Bilde gleicht sie? Diesem?

Diesem! wiederhohlte Leonore. So sehe ich es doch auch noch ein Mahl, das liebe umwölkte Bild.

Sieh es recht an! recht wie es ist, ohne die Wolke, die du dazu denkst! Gleicht es noch der Fremden, so gehe im Augenblick, gehe, und befiehl, daß man das grüne Zimmer aufräumt, und bestelle sogleich den Wagen wieder, und mache dich hurtig auf, und hohle die Kranke! Aber kein Wort von dem Bilde, — oder . . .

Leonore zog die Augenbraunen zusammen.

Die Dame fiel ihr um den Hals. Ich weiß, daß du schweigst. Vergib mir, und hohle die Kranke!

So entschloß sich die Einsiedlerinn zur Vollbringung eines guten Werks, zu welchem Pflicht und Wohlwollen allein sie nicht überredet haben würden. Denn in ihrem Asyl waren zur Bewirthung keiner Fremden, noch weniger einer Kranken, irgend Veranstaltungen getroffen, und sie setzte sich der Gefahr aus, durch die Ankunft des Arztes und das Ab- und Zugehen fremder Domestiken den Geschmack an ihrer Einsiedelei zu verlieren, oder wohl gar bekannter zu werden, als sie, nach ihrem Lebensplane, es werden durfte.

Leonore eilte, ihren Auftrag auszurichten. Die kranke Fremde nahm nach mehr als Einer Weigerung, die der Sitte als unerlaßlicher Tribut in solchen Fällen entrichtet zu werden pflegt, die Einladung von Herzen gern an. Der Arzt

wurde aus der nächsten Stadt gehohlt. Und wenn die Entdeckung Leonore'ns nach den Rathschlüssen des Schicksals wichtige Folgen haben sollte, so war der Knoten geschürzt, und es kam nur darauf an, ihn zu lösen. Denn die beiden Damen gewannen einander in wenigen Tagen so lieb, als ob sie für einander geboren und mit einander erzogen wären, ungeachtet die Dame des Schlosses ihre Besuche am Krankenbette nie anders abgestattet hatte, als unter der bekannten schwarzen Umhüllung.

Die Erfahrungs-Seelenkündiger wollen heraus gebracht haben, daß zwei weibliche Herzen unmöglich einander berühren können, ohne das Bedürfniß zu fühlen, einander etwas zu erzählen. Dieses Bedürfniß soll zuweilen so ungestüm wirken, daß der Strom der Rede auch von den verschlossensten Lippen zuletzt sich wie ein Waldstrom ergießt, und alle Dämme der Klugheit und selbst des eigenen Interesse durchbricht. Deßwegen soll auch jedem Manne, der

ein Geheimniß im Busen eines Weibes verwahren will, zu rathen seyn, sich auf eine kleine Verrätherei gefaßt zu machen, so bald seine Vertraute auch die Vertraute einer Freundinn oder Nachbarinn ist, und er soll nicht unwillig darüber werden, daß auf diese Art geschieht, was nach Naturgesetzen nicht unterbleiben konnte.

Die Dame des Schlosses fühlte sich zu ihrem eigenen Erstaunen geneigt, die Lehre der Erfahrungs-Seelenkündiger zu bestätigen. Und warum, wenn sie darüber erstaunte, also sehr gut wußte, was sie that, gab sie einer Neigung nach, die allen ihren Grundsätzen und Entschlüssen entgegen lief? Sollte man glauben, daß die unverkennbare Aehnlichkeit zwischen der Kranken und dem Manne, dessen Bildnisse in dieser Einsiedelei, wie den Heiligen im Gotteshause, geopfert wurde, die Flamme war, die das Siegel der Weisheit auf den Lippen der Verschwiegenen schmelzte? Denn in zwei langen Jahren hatte ihr ihre Leonore mit aller an-

schmiegenden Treue und Traulichkeit doch nur Fragmente ihres Lebenslaufs abgewonnen, aus denen sich kein historisches Ganzes bilden ließ. Aber der Eindruck jener unerklärlichen Aehnlichkeit war auch gar zu berauschend für eine trauernde Schwärmerinn; und dieser Eindruck wurde zur Alles vergessenden Sehnsucht durch das antwortende Schwestergefühl der Kranken, die ihr Liebe um Liebe zublickte, und durch sichtbare Unterdrückung aller neugierigen Fragen eine Antwort auf alle zu verdienen schien.

Dazu kam noch eine Entdeckung, die die Einsiedlerinn gemacht zu haben glaubte, und sogleich an Leonore'n mittheilte.

Wie nannte sich, sagte sie zu Leonoren heimlich und bedeutend, unsere kranke Freundinn, als du sie neulich zuerst um ihren Nahmen befragtest?

Madame Friedberg, oder wie sie es aussprach. Hat sie sich gegen Sie anders genannt?

Das nicht. Aber sie erröthete, als sie den Nahmen aussprach, und gerieth dabey in Verlegenheit. Sollte hinter diesem Nahmen nicht auch ein Geheimniß schlummern? Sollte sie ihn nicht angenommen haben aus Gründen? Sollte ihr Schicksal Aehnlichkeit mit dem meinen haben, wie ihr Gesicht mit dem Gesichte des Mannes, um deßwillen ich mein Schicksal leide? Warum erwähnt sie mit keinem Wort ihrer Verwandten? Noch bis diesen Augenblick weiß ich nichts von ihr, als, daß sie unverheirathet ist. Und sie reiset allein?

Leonore wußte darauf nichts zu antworten, als daß sie auch gern mehr wissen möchte. Das Kammermädchen und die Bedienten der Kranken gehörten, wie sie sagten, einer anderen Herrschaft an. Sie konnten oder wollten keine weitere Auskunft geben, als daß Madame Friedberg Madame Friedberg sey.

Madame Friedberg erhohlte sich von ihrer Krankheit, die nichts weiter, als ein heftiges

Erkältungsfieber gewesen war, so schnell, daß die Einsiedlerinn vor dem Tage der Trennung zitterte. So war, seitdem sie sich in diesen Mauern verborgen hatte, ihre Seele nie in Bewegung gewesen. Die Fremde abreisen zu lassen, ohne der Ursache der merkwürdigen Gesichtsähnlichkeit nachgeforscht zu haben, war ihr so wenig möglich, als, ein Mittel zu ersinnen, wie sie die Unbekannte länger bey sich behalten, oder mehr von ihr erfahren sollte. Jene Aehnlichkeit schien sich zu verlieren, je heller das Licht der wiederkehrenden Gesundheit aus den Augen der Kranken glänzte, und je blühender ihre Wangen mit dem schnelleren Laufe des Blutes sich hoben; aber sie blieb doch dem bemerklich, der sie einmahl bemerkt hatte. Es mußte, so wie die beiden ahndenden Herzen jetzt für einander gestimmt waren, zu einer Eröffnung zwischen ihnen kommen, und wenn die geprüftesten Vorsätze darüber hätten zu Grunde gehen sollen.

In diesem Taumel von Empfindungen, Einbildungen und Wünschen lud die Einsiedlerinn ihre Fremde, die so ungern, als sie selbst, von der Abreise sprach, zu einem Spaziergange in den Garten ein, den, seitdem er neu angelegt und zur künstlichen Wildniß umgeschaffen war, kein fremder Fuß betreten hatte. Wäre er auch in der Folge so verschlossen gehalten worden, so könnte man hier nicht einmahl seine Beschreibung lesen. Eine innere hohe Mauer sonderte diesen mystischen Garten von dem Schloßhofe ab. Zu der einzigen Thür, durch die man hinein kommen konnte, ging der Weg durch ein Zimmer, zu welchem die Dame des Schlosses selbst den Schlüssel bei sich trug. Alle Fenster, die vorher die Aussicht nach dieser Seite gehabt hatten, waren vermauert, bis auf zwei, die zu einem andern Zimmer gehörten, das nicht minder für jeden Hausgenossen der Dame, wie für jeden Fremden verschlossen war. Ein Teppich von Epheu überzog die innere Seite der Gar-

tenmauer. Ein schmaler Weg lief zwischen der Mauer und einer fünffachen Reihe von Tannen, die eine innere Absonderung bildeten. Hinter den Tannen war noch ein Kranz von Gebüschen gepflanzt. Durch diese grüne Einfassung des verborgenen Gartens führten gewundene Gänge nach den Plätzen, wo die Einsiedlerinn ein trauriges Fest für ihre Erinnerung in mancherlei Denkmählern bereitet hatte. — Hier, sagte sie zu ihrer aufhorchenden Begleiterinn, habe ich meine Freuden begraben. Hier habe ich ihnen auch kleine Leichensteine gesetzt. Es ist leicht, über ein eingebildetes Glück zu lachen, aber schwer, den zu entschädigen, dem man es raubt. Denn wer zu Einbildungen seine Zuflucht nimmt, beweiset eben dadurch, daß die Wirklichkeit ihm nicht genügt, oder daß sie wohl gar keine Freuden mehr für ihn hat. Um keine Anmerkungen über die letzten Spiele meiner Phantasie zu hören, halte ich sie verborgen vor Jedermann. Gegen Sie, liebe Freundinn, habe

ich mein Gesetz gebrochen. Warum ich's gethan habe, mag der wissen, der mir Sie so lieb gemacht hat.

Die Fremde drückte ihr Gesicht an den Busen der Einsiedlerinn. Diese fuhr fort:

Sie müssen glauben, daß ich die größte Thörinn, oder daß ich sehr unglücklich bin, und daß ich aus Gründen von tiefer Bedeutung meine Gestalt und mein ganzes Daseyn so verschleiere. Ich denke doch nicht, daß Sie eine unbillige Richterinn seyn werden. Sie sehen nicht aus, als ob Sie es seyn könnten.

Die Fremde versicherte ihr mit der innigsten Lebhaftigkeit ihre Theilnahme an einem Schicksale, das, wie sie meinte, sehr sonderbar seyn müßte.

Nicht sonderbar, erwiederte die Einsiedlerinn. Denn ich habe mir es selbst zugezogen.

Sie sich selbst?

Gewiß. Und wenn ich es nicht gethan hätte, dann — Aber kommen Sie, und sehen Sie

diese kindischen Erfindungen an, die jetzt mein einziger Genuß sind. Der Kastanienbaum dort auf dem kleinen Hügel hat schwerlich für Sie etwas Merkwürdiges. Mich erinnert er an einen andern Kastanienbaum, der auch auf einem kleinen Hügel stand, und in dessen Schatten ein gar vortrefflicher Mann einmahl tief in meine Seele blickte. — Lassen sie uns nach dem Teiche gehen. Sehen Sie den Kahn da? Auf einem solchen Teiche fuhr ich einmahl spazieren mit demselben vortrefflichen Manne. Der Kahn, in dem wir saßen, war roth angestrichen, und hatte zwei Bänke, gerade wie dieser. — Nun müssen wir auch den Felsen aufsuchen. Er ist nach einer Zeichnung, die ich selbst aus der Erinnerung entworfen hatte, sehr glücklich getroffen. — Aber lassen Sie uns lieber erst in die Bauerhütte dort treten, und nachher zu dem Felsen gehen. In einer solchen Hütte aß ich einmahl Milch aus einer hölzernen Schale mit demselben Manne. —

So führte die Schwärmerinn ihre Fremde von Einem Denkmahle der Vergangenheit zum andern, und zuletzt in ein elegant gebautes Häuschen, dessen Zimmer, wie sie versicherte, mit Möbeln und Tapeten bis auf die geringste Kleinigkeit, die ihrem Gedächtniß nicht entfallen war, den Zimmern eines andern Hauses glichen, wo sie glücklich und, wie sie sagte, gern unglücklich gewesen war. In Einem dieser Zimmer stand ein Clavier. Ein anderes enthielt eine Bibliothek. Ein drittes, das ein Visiten-Zimmer seyn sollte, wurde von der Einsiedlerinn nicht geöffnet. Ueber dem Clavier und in der Bibliothek hing ein leerer Gemähldera hmen.

Was denken Sie sich unter diesen leeren Rahmen? fragte die Einsiedlerinn.

Daß sie noch ausgefüllt werden sollen; antwortete die Fremde.

Die Rahmen sind ausgefüllt, so oft ich sie ansehe; rief die verschleierte Seherinn. Die

Einfassung ist nur für das Auge da, das Bild für die Seele.

Liebe Freundinn! sagte die Fremde, und drückte die Hand ihrer Führerinn. Sie dürfen die leeren Rahmen nicht zu lange betrachten.

Warum nicht? sagte die Einsiedlerinn. Haben sie nicht einmahl von einem Thoren in Athen gehört, der glücklich war, weil er alle Schiffe, die in den Hafen einliefen, für sein Eigenthum hielt? So glücklich werde ich nicht werden; denn ich weiß sehr gut, wie Träumen sich vom Wachen unterscheidet. Ich träume wachend mit voller Besonnenheit, und denke es deutlich genug, daß ich nicht halten kann, was ich sehe.

Während die Einsiedlerinn dieses sprach, ging sie, ohne darauf zu merken, mit ihrer Fremden so dicht an ein Bücher-Repositorium, — denn sie standen im Bibliothek-Zimmer, — daß die Fremde die Titel auf dem Rücken der Bücher las.

Deutsche Bücher! rief sie erstaunt, und zog Geßner's Schriften hervor. Sie lesen Deutsch? Und sprechen es auch vielleicht?

Die Einsiedlerinn faßte sich. — Daran dacht' ich nicht, daß die Bücher hier standen. Ich bin verrathen. Ich werde mein Asyl fliehen, meine Denkmähler zerstören müssen, wenn Sie, liebe Freundinn, nicht die Verschwiegeneste unsers Geschlechts sind. Aber ich will jetzt glauben, daß Sie es sind. Ich will Ihnen erzählen, was Niemand wissen darf. Und nun, liebe Landsmänninn, wollen wir uns zu guter Letzte in den Tönen unserer Muttersprache vereinigen.

Das waren die ersten Deutschen Worte, die die Fremde aus dem Munde der Einsiedlerinn vernahm. Und in demselben Augenblicke stieg ein Gedanke in ihr auf, der sie so ergriff, daß sie keine Sylbe antworten konnte, und mit starren Blicken die Einsiedlerinn maß.

Kennen Sie mich? rief diese, nicht minder betroffen; und warf den Schleier zurück..

Wie eine Erscheinung stand sie da, mit dem Blicke einer Begeisterten, mit der Stirn einer Königinn, mit dem Lächeln eines unschuldigen Mädchens; eins der unbeschreiblichen Gesichter, mit denen man die Wahrheit mahlen müßte, wenn man sie als Göttinn in einem Tempel verehren wollte, eine Schönheit aus der besseren Welt, die dem Haufen der Unkundigen Achtung abnöthigt, und die Wenigen, die durch Geist und innige Seelengüte stärker noch, als durch den reitzendsten Umriß erschüttert werden, mit den Flammen der Liebe ergreift. Die Fremde neigte sich forschend und liebend zu diesem Gesichte; aber sie erinnerte sich nicht, es je gesehen zu haben.

Sie kennen mich also nicht, sagte die Einsiedlerinn. Das beruhigt mich zum Theil. Um so freimüthiger darf ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Aber jetzt bin ich zu sehr bewegt, als

daß ich erzählen könnte. Kommen Sie mit mir in das andere Zimmer zum Clavier. Morgen sprechen wir uns weiter.

Hand in Hand gingen sie hinüber in das andere Zimmer. Die Einsiedlerinn setzte sich an das Clavier, spielte mit der Fertigkeit eines Virtuosen verschiedene Sonaten, die sie, — wie denn Alles um sie und in ihr Erinnerung war, — Erinnerungs-Sonaten nannte, und sang zuletzt ein Lied, das sie selbst in Musik gesetzt hatte.

Das Lied der Entsagung.

Weine deine letzte Thräne,
Müdes Aug', in dieser Nacht,
Und in wachem Traume wähne,
Seele, was dich glücklich macht!
Bald, verschwiegne Erde, senk' ich,
Mein Gesicht in deinen Schooß,
Und mit einem Dein gedenk' ich!
Ringt mein Geist von dir sich los.

Ihm entsag' ich, der am Tage
Um und in und mit mir geht;
Ihm, nach dem ich schweigend frage,
Wann die Nacht vorüber weht;
Ihm, nach dem ich aufwärts schaue,
Wann die Sterne heller glüh'n;
Ihm, für den im Thränenthaue,
Meine letzten Blumen blüh'n.

Steh' mir bei, mein guter Engel!
Ihm entsag' ich bis an's Grab;
Breche selbst den Wermuthsstängel
Statt des Myrtenreises ab.
Was die Pflicht tyrannisch fodert,
Thu' ich willig, thu' ich frei.
Liebe, die auf Gräbern lodert,
Dir nur bleib' ich weinend treu.

Nimmer darfst du wiederkehren,
Süßes Glück, von dem ich schied.
Träume, die mich sanft bethören,
Bleibt mir, wenn die Wahrheit flieht!
Dunkel sey es, wo ich hause!

Still durchwach' ich meine Nacht,
Wie in hallender Carthause
Ein betagter Büßer wacht.

Des Geliebten goldner Morgen
Bricht aus dieser Nacht hervor.
Ja, du bist, du bist geborgen,
Glücklicher, den ich verlor!
Laß mich welken! laß mich schwinden!
Ist mein letzter Wunsch erfleht,
Wirst du Nachtviolen finden,
Wo mein Schatten dich umweht.

Des folgenden Morgens lud die Einsiedlerinn ihre Fremde zum Frühstück ein. Sie hatte die Nacht hindurch Zeit gehabt, sich vorzubereiten, um nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen. So bald das Frühstück genossen war, verschloß sie die Thür ihres Zimmers, und fing ihre Erzählung an.

Mein Vater muß doch wohl Recht gehabt haben, wenn er sagte, daß ich ein wunderliches Geschöpf, und der seltsamsten Widersprüche in

meinen Handlungen fähig sey. Seit zwei Jahren treffe ich alle ersinnlichen Veranstaltungen, um nicht gekannt zu seyn, und jetzt entdecke ich mich Ihnen freiwillig. Aber ich bin auch überzeugt, daß ganz etwas Anderes, als Neugier, in Ihnen den Wunsch erregt hat, von meinem Schicksal unterrichtet zu seyn. Deßwegen entschuldige ich mich nicht, wenn ich Ihnen meine Geschichte mittheile, und meinen Nahmen verschweige.

Ich habe einmahl gehört oder gelesen, daß gewisse Menschen alle Elemente ihres Schicksals in sich tragen. Vielleicht gehöre ich zu diesen Menschen. Ich habe die Welt von je her mit andern Augen angesehen, als die Meisten. Ich möchte mit Rousseau sagen: Ich weiß nicht, ob ich besser war, als die Andern; aber ich war anders.

Als ich etwas mehr als lallen konnte, nannte man mich ein Genie, weil ich ein wenig Talent, und viel Verlangen äußerte, etwas zu lernen.

Mein Vater, ein Mann von Verstande und mannigfaltigen Kenntnissen, fand ein großes Wohlgefallen an der Wißbegierde seiner kleinen Therese.

Therese? fiel die Fremde der Einsiedlerinn in das Wort; Sie heißen Therese? — Und mit der Frage zog sich eine wallende Blässe über ihre von hinhorchender Aufmerksamkeit gerötheten Wangen.

Ist Ihnen dieser Nahme so furchtbar? fragte die Einsiedlerinn.

Furchtbar? antwortete die Fremde. O! ich verehre ihn, wie den Nahmen einer Heiligen, Ich hatte einmahl eine unbekannte Freundinn, die Therese hieß. Eine Therese hat mich, ohne es zu wissen, von dem entsetzlichsten Schicksale gerettet. Aber ich bitte Sie, erzählen Sie weiter!

Die Einsiedlerinn war über die Entdeckung dieser neuen Verschwisterung mit der Fremden mehr erfreut, als betreten. Sie fuhr fort.

Die Lage, in welcher mein Vater lebte, erlaubte ihm, sich der Sorge für die Ausbildung meiner kleinen Fähigkeiten ganz nach seinem Wunsche zu überlassen. Er war Minister im Dienste eines Deutschen Fürsten gewesen, hatte aber aus Mißvergnügen über die Landes-Administration, die er umsonst zu verbessern bemüht gewesen war, seine Stelle niedergelegt, und lebte in seinen besten Jahren in einer freundlichen Gegend auf dem Lande. Sein Herz schloß sich um so lebhafter an mich, da meine Geburt der Tod meiner Mutter gewesen war, und mein Bruder keine von den Neigungen zeigte, wodurch ich das Alter meines Vaters einmahl aufheitern zu können versprach. Keine Kosten wurden gespart, mich mit Lehrbüchern und Lehrern zu versehen. Ich lernte Clavierspielen, Zeichnen, Geschichte, Geographie, mehrere Sprachen; ich lernte, was ich nur lernen wollte. So bald ich lesen konnte, hatte ich es schon mit Versen und Comödien zu thun, ungeachtet ich nachher

weder Dichterinn noch Schauspielerinn geworden bin. So wuchs ich unter Ideen, Liebkosungen, Schmeicheleien und Träumereien auf, ohne selbst zu wissen, was für eine Art von Wesen ich war, und noch weniger, ohne darauf zu denken, wie ich durch das Mancherlei, was ich war und wußte, auf einen Menschen Eindruck machen könnte. Meinem Vater gefiel ich von selbst, und mir gefiel außer meinem Vater fast Niemand. Ich kann nicht sagen, daß er mir genügte; aber ich sehnte mich nicht nach Beifall. Ich lebte und webte in Phantasien; und wenn ich über Alles speculirte, worüber ein Kind speculiren kann, so dachte ich doch am wenigsten über mich selbst nach, und war, ohne es zu wissen, glücklich eben dadurch.

Die erste Epoche in meiner kleinen Geschichte machte der Tod meines Vaters. Ich war dreizehn Jahr alt, als er starb. Er war der einzige Mann gewesen, dessen Theilnahme an meinen Freuden ich nicht entbehren konnte.

Ihm gefällig zu seyn, hatte ich Manches gelernt, was mir sonst gleichgültig gewesen wäre. An ihn hatte ich gedacht bei jedem neuen Erwerb einer Kenntniß oder Geschicklichkeit, bei jeder neuen Bekanntschaft, die ich gelegentlich machte, bei jedem Wunsche, der wie eine Laune in mir aufwallte. Daß mein Vater mein Herz ausgefüllt hatte, fühlte ich erst, als er todt war; und diese Entdeckung war die erste Bemerkung, die ich über mich selbst machte.

Ganz anders wurde nun Alles in mir und um mich. Meine Phantasien und Gedanken folgten der Leiche meines Vaters. Mein anspruchloser Leichtsinn verschwand. Ich setzte mich, wenn mich Niemand bemerkte, in eine Gartenlaube, und weinte. Es achtete ja Niemand mehr auf mich. Meine Heiterkeit erheiterte keine Seele. Das Gefühl der Leere, wovon ich schon Manches gelesen, und noch nie etwas verstanden hatte, verleidete mir selbst den Genuß der Freuden, die ich meinem Clavier,

meinen Zeichnungen und meinen Büchern mit aller Kunst und allem Fleiße kaum noch ablocken konnte. Ich wurde sehr ernsthaft; ungefällig aus Mißmuth; kalt aus Bedürfniß, etwas zu lieben.

Die Veränderung meiner äußern Lage, und der Uebergang aus dem Alter der Kindheit in eine andere Lebens-Periode brachten die innere Umwandelung meines Wesens ganz zu Stande. Ich kam unter die Vormundschaft eines Verwandten, der in der Stadt wohnte. Meine Lebensart wurde nun auch städtisch. Junge Herren von der Art, wie sie auf dem Landgute meines Vaters nicht gern gesehen wurden, und nicht oft erschienen, traten mir im Hause meines Vormundes täglich in den Weg, um mir etwas Schönes zu sagen. Meine Sprödigkeit, wie sie es nannten, mußte unzählige verunglückte Einfälle hervor locken. Die Kälte, mit der ich ihre witzelnden Apostrophen anhörte, war nach ihrem Urtheile Einfalt und Unerfahrenheit

des dreizehnjährigen Mädchens. Am unleidlichsten wurden mir diese Menschen durch ihre voreiligen Spöttereien, mit denen sie die Wirkungen des Religionsunterrichts niederschlagen wollten, der mir um dieselbe Zeit von einem achtungswürdigen Geistlichen ertheilt wurde. Denn Religiosität war jetzt das einzige Gefühl, das meinem Herzen eine Art von Genüge gab. Ich überließ mich diesem Gefühle mit desto wärmerer Hingebung, weil es mir neu war, und weil es sich auf eine ganz neue Art zu dem Andenken meines Vaters gesellte, den ich nun in meinen Träumen als Engel in einem andern Daseyn begrüßte.

Durch religiöse Gedanken wurde ich jetzt auch sehr aufmerksam auf mich selbst. Meine Pflicht zu erfüllen, wurde meine ernstlichste Angelegenheit. Selbst die Freuden meiner Kindheit, die ich ohne Rücksicht auf Pflicht in Herzensunbefangenheit genossen hatte, sah ich auf Ein Mahl als Fehler des Leichtsinns an, die ich abbüßen

müßte. Von nun an that ich wissentlich keinen Schritt mehr, ohne zu fragen, wohin er führen würde. Ich wollte nicht nur nachhohlen, was ich versäumt hatte, ich wollte auch noch etwas voraus haben, wenn künftig Verdienst und Belohnung abgewogen werden sollten. Ich wucherte mit meinen Empfindungen; aber wirklich, ohne es zu wissen. Mein Wunsch war nur, dem unsichtbaren Prüfer des menschlichen Herzens gefällig zu seyn; denn der Gedanke an seine Gegenwart begleitete mich überall. Eben dieser Wunsch machte mich noch gleichgültiger gegen den Beifall der Menschen, als ich es durch den Verlust meines Vaters schon geworden war. Unvermerkt hörte selbst die Erinnerung an meinen Vater auf, der Richtungspunct meiner liebsten Empfindungen zu seyn. Darf ich es sagen? Der Mann, dem ich mein Daseyn verdanke, wurde aus meiner Seele verdrängt durch den Vater aller Wesen. Für diesen nur fühlte ich; diesen nur liebte ich; und meine Liebe brannte

wie eine Flamme der Leidenschaft. Ich wurde, so anstößig es klingen mag, in der Unschuld meines Herzens verliebt in Gott.

Wäre ich damahls in die Hände einer mystischen Secte gefallen, schwerlich hätte ich meinen Verstand aus dieser Verirrung gerettet. Eine neue Bourignon oder Guyon wäre in mir aufgekeimt. Aber mein Lehrer, dem die Empfindlichkeit meines Gewissens die größte Freude gab, weil er selbst ein Gewissensschwärmer war, mißbilligte meine sinnliche Anhänglichkeit an den Geist der Geister. Er legte mir die Wahrheit des katholischen Glaubens, in dem ich erzogen war, sehr eifrig an das Herz, warnte mich aber vor den mystischen wie vor den vernünftelnden Ketzern. Desto angelegentlicher empfahl er mir die Ausübung guter Werke, die Beherrschung der Leidenschaften, und die Ergebung in das Gesetz des Unendlichen. Ich brachte unverfälschte Empfindungen aus seinem Unterrichte zurück; aber meiner moralischen Spannung konnte

die Erfüllung der gewöhnlichen Lebenspflichten nicht genügen. Ich wollte mich aufopfern. Ich wollte der Welt entsagen. Ich beschloß in's Kloster zu gehen.

Sie können denken, wie mein Entschluß in dem Hause meines Vormundes aufgenommen wurde, wo jede Empfindung der Art, wie ich ihrer bedurfte, eine Münze von unbekanntem Gepräge war.

Ich hieß, wie sich es traf, bey den jungen Herren, die mir schöne Sachen sagten, die Fromme, bei meinem Bruder die Bethschwester, und bei meinem Vormunde die Närrinn. Wie freuete ich mich dieses Spottes! Nun duldete ich schon für die Erfüllung meiner Pflicht. Nun erwarb ich doch wenigstens ein Blättchen von der Palme der Märtyrer.

Zum zweiten Mahl lief ich Gefahr, mich in das Dunkel der Mystik zu verirren. Aus Abneigung vor der Gesellschaft, die mich umgab, suchte ich die Einsamkeit. Gleichgültig gegen

die Welt, die mir ihre Freuden aufdringen wollte, strebte ich nach dem Unerreichbaren. Ich idealisirte mir eine Gesellschaft von überirdischen Wesen. Auf diesem Wege fand mich, noch zur rechten Zeit, ehe ich über meinen Träumereien das Gefühl der Menschlichkeit eingebüßt hatte, eine Freundinn.

Von dem Tage an, da Freundschaft mich wieder an die Erde band, von der mich rastlose Religiosität beinahe losgerissen hatte, rechne ich die dritte Periode meines innern Lebens.

Ein ungleicheres Paar, als mich und die Freundinn, die von nun an vier Jahre lang das Glück meines Lebens blieb, hat wohl nie das Schicksal verschwistert. Von außen und innen anders, als ich, wurde sie mir das liebste Wesen in der Welt; und sie fand in mir allein, was sie in Weibern und Männern, die ihr ähnlicher waren, vergebens suchte. Die Verschiedenheit unserer äußeren Lage hatte verhindert, daß wir nicht früher zusammen bekannt gewor-

den waren. Sie war nicht von Adel; nicht einmahl von demjenigen Bürgerstande, der sich zunächst an den Adel schließt. Ihr Vater war Lehrer am Gymnasium der Stadt, und sie selbst eine Mahlerinn.

Der Einfall meines Vormundes, der mein Porträt gern unter seinen Familiengemählden aufgehangen sehen wollte, veranlaßte das Herzensbündniß, an dessen Möglichkeit ich nicht einmahl gedacht hatte. Francisca, die Mahlerinn, und ich fanden uns, noch ehe sie mein Porträt vollendet hatte, in unseren Blicken und Worten so aus, daß es nur einer halben Stunde bedurfte, da wir uns ohne Zeugen um den Hals fallen konnten, und wir wurden einander, was wir geblieben sind, so lange wir uns etwas seyn konnten. Was uns zuerst einander merkwürdig machte, war, wie wir es uns bald gestanden, unsere Ungewöhnlichkeit. Aber so sehr sie sich unter ihrem Geschlecht auszeichnete, so verschieden war sie von mir. Sie gehörte ganz der

der Welt an, der ich entsagen wollte, aber nur, um sich im Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit über alle Forderungen hinaus zu zwingen, die die Welt nach hergebrachten Regeln an sie machte. Auch sie war gleichgültig gegen den Beifall der Menschen, gleichgültiger, als es ein Weib seyn soll; aber nicht, wie ich, aus Religiosität. Sie hielt es für lächerlich, bei der Beurtheilung seiner Handlungen auf die Stimmen derer zu achten, die uns doch weniger kennen, als wir uns selbst. Sie war gewissenhaft, aber nur um des Gefühls willen, nicht um einer Regel zu gehorchen. Aengstlich in der Befolgung irgend einer Weisheits-Maxime war sie durchaus nicht. Freimüthigkeit, Laune, Unbefangenheit und Enthusiasmus für alles Schöne in der sichtbaren und unsichtbaren Welt gaben ihren Einfällen eine Kraft, ihren Worten ein Feuer, ihren Handlungen eine Lebendigkeit, und ihrem ganzen Wesen eine Superiorität, der ich mich ergeben mußte. Es währte lange, ehe ich billigen

konnte, was sie sagte und that. Aber sie hatte mein Herz erobert. Sie war in ihrer Gefühlsart mehr Mann, als Weib; und ich — verliebt in sie.

Wenn wir uns länger sehen, meine Liebe, so will ich Ihnen einige Anekdoten mittheilen, die Ihnen beweisen können, welch ein edles und doch regelloses Wesen meine Freundinn war. Dann werden Sie auch die Herrschaft begreifen, die sie, ohne herrschen zu wollen, über meine Gefühlsart ausübte. Durch sie lernte ich den Himmel wieder vergessen über der Erde, deren sichtbare und fühlbare Schönheit mir ein zweiter Himmel wurde. Den Einfall, eine Nonne zu werden, redete sie mir ganz aus dem Sinne. Die Unmöglichkeit, die Freuden eines künftigen Lebens mit der Phantasie voraus zu ergreifen, machte sie mir so begreiflich, daß ich selbst über meine mystischen Träume spotten lernte. Sie bewies mir, daß der Mensch nicht auf die Erde gesetzt seyn würde, wenn er nicht bestimmt wäre,

alles Schöne der Erde zu genießen. Täglich wurden nun meine Wünsche menschlicher; doch fühlte ich mich nicht herabgesunken; denn einen unedlen Wunsch würde mir meine Freundinn vielleicht weniger, als mein Beichtvater, verziehen haben. Sie sprach nie von Grundsätzen, und hatte wenige, die sie befolgte; aber diese wenigen, in denen für sie das Wesen der ganzen Moral enthalten war, befolgte sie strenge.

Ach! was haben wir nicht zusammen phantasirt und räsonnirt! Welche Luftschlösser haben wir nicht gebaut! Unsern Lebensweg zeichneten wir uns bis in's späteste Alter vor. Sie war entschlossen, nie zu heirathen; und ich, von ihren Gründen angelockt, wollte ihrem Beispiele folgen. Zusammen wollten wir noch als graue Matronen glücklich seyn, und der Welt zeigen, daß zwei Freundinnen Alles, außer ihrer Freundschaft, entbehren könnten, und am wenigsten zur Befestigung ihres Glücks eines Mannes bedürften.

Auch dieses Glück sollte, nach dem Plane des Schicksals, ein unerfüllter Wunsch seyn. Meine Freundinn, meine Geliebte, starb.

Hier lassen Sie mich heute den ersten Theil meiner Geschichte schließen. Der zweyte fängt schöner an, und endigt noch unglücklicher, als der erste. Kommen Sie jetzt mit mir in den Garten. Ich muß Ihnen die Denkmähler der Freundschaft zeigen, wie ich Ihnen die Denkmähler der Liebe gezeigt habe. —

Die Fremde folgte der Einsiedlerinn. Sie ließ sich von Einem Erinnerungsplätzchen zum andern führen, aber ohne sonderlich auf das zu merken, was sie sah und hörte. Wie berauscht von neuen Gedanken, hielt sie mehr als Ein Mahl die Hand vor die Stirn. Sie blickte umher, ohne etwas zu erblicken. Die Einsiedlerinn bemerkte ihre Zerstreuung; aber auch sie war zu tief in Erinnerungen verloren, um weiter zu forschen. Beide verließen den Garten in einer Verwirrung, als ob sie einander zu viel

oder zu wenig verrathen hätten. Die Fremde wünschte, allein zu seyn. Sie verbath den Mittagstisch, schloß sich in ihr Zimmer ein, und war bis gegen Abend mit Schreiben beschäftigt. Als es dunkel wurde, schickte sie ihren Bedienten, wie sie die Einsiedlerinn wissen ließ, mit einem Briefe an den Arzt im benachbarten Städtchen ab. In diesem Städtchen war aber auch eine Post-Station, und der Bediente besorgte, statt zum Arzte zu gehen, eine Staffette, die eilen sollte, ein Packet nach Marseille zu expediren.

Des folgenden Morgens nach dem Frühstück erzählte die Einsiedlerinn den zweiten Theil ihrer Geschichte.

Durch den Tod meiner Freundinn wurde ich das verlassenste aller fühlenden Geschöpfe. So hatte ich das Leben noch nicht gekannt. So viel hatte ich noch nie verloren. Dem Himmel war ich untreu geworden; und die Erde hatte mir, wie ich glaubte, nichts mehr zu biethen.

Die süße Kindlichkeit, mit der ich vier Jahr zuvor dem Andenken meines Vaters anhing, lag mir so weit aus den Augen, daß ich den Weg nicht bis zu ihr zurück finden konnte. Ich hatte zu viel gelernt. Ich war zu vertraut mit der Hoffnung geworden, um der Erinnerung bescheidene Opfer zu bringen. Daß ich, die so vieles zu entbehren bereit war, mein einziges Gut, und ein solches Gut verlieren mußte, schien mir unerhört. Keine Religiosität hielt den Ungestüm meines Schmerzens auf. Ich klagte nicht; ich murrte gegen die Ordnung des Schicksals. Meine Melancholie wurde dumpfer Kaltsinn.

In diesem Zustande, als ich jede Hand weg stieß, die mich tröstend berühren wollte, blieb ich fast ein Jahr, unzufrieden mit mir selbst, noch unzufriedener mit der Welt. Bald rief ich meinen Entschluß zurück, in das Kloster zu gehen; bald verwarf ich ihn wieder, weil mir das Klosterleben geschmacklos vorkam. Ein

Bedürfniß, wofür ich keinen Nahmen hatte, trieb mich vorwärts, wie ich es nennen möchte, und machte alle meine Bemühungen, die Zukunft der Vergangenheit aufzuopfern, fruchtlos. Nie hatte ich mich so rebellisch gefühlt. Ich war bereit gewesen, zu resigniren; aber nun ich es sollte, war mir, als müßte ich dem Schicksale noch seine schönste Gabe abtrotzen. Und gäbe es denn eine Gabe, die schöner wäre, als der Gewinn einer Freundschaft, wie die, um welche ich weinte? Das fragte ich so lange, und verneinte es so lange; bis ich zuletzt zu fragen, aber nicht zu wünschen, aufhörte. Ungeliebt zu sterben! Der Gedanke wurde mir fast so schrecklich, als, ewig verdammt zu seyn.

Schon in meinem funfzehnten Jahre hatte ich die meisten bekannten Romane, unter andern auch Rousseau's Heloise gelesen. Damahls begriff ich nicht, wie man dieses Buch so gefährlich finden konnte; denn mir hatte es eben so oft lange Weile, als Vergnügen, gemacht. Nur

einige Stellen hatten sich tiefer, als es mir lieb war, in mein Gedächtniß geprägt; und diese Stellen glühten mit feurigen Zügen jetzt wieder in mir auf, jetzt, da ich in die Zukunft, wie in eine Wüste, hinstaunte. "Auch ich werde sterben, ohne gelebt zu haben!" rief eine Stimme in meiner Brust. Ich las die Heloise wieder; und nun schwärmte meine verlassene Phantasie, der die Freundschaft keine Nahrung mehr reichte, unter Bildern unglücklicher Liebe. So war ich in meinem neunzehnten Jahre reif für meiu Schicksal.

Beschäftigt mit Träumen, die zum Glücke Niemand errieth, erwartete ich in einer Gesellschaft, die mein Vormund geladen hatte, die Ankunft meines Bruders. Privat-Angelegenheiten hatten ihn ein halbes Jahr von uns getrennt. Er war in Rußland gewesen, kam jetzt von da zurück, und brachte, wie er schrieb, einen Reisegefährten aus dem nördlichen Deutschland mit, der durch unsere Gegend nach Wien reisen

wollte. Ein Reisegefährte meines Bruders, dacht' ich, was kann der seyn, als ein Mensch, der meinem Bruder gleicht? Also gewiß kein Mensch, von dem ich mir eine tröstliche Unterhaltung versprechen durfte. Doch ergetzte es mich, mir sein Bild zu entwerfen, nicht, wie ich erwartete, daß er aussehen würde, sondern wie ich wünschte, daß er aussehen möchte. Denn er wollte, wie mein Bruder schrieb, einige Tage bei uns zubringen.

Wären doch alle Kleinigkeiten dieses Tages für Sie, meine Liebe, so merkwürdig, als sie es für mich geworden sind! Was sich von Minute zu Minute zutrug, wollte ich Ihnen erzählen. Wie jeder von der Gesellschaft saß und stand, als die Reisegefährten ankamen, und jedes Wort, das mit mir gesprochen wurde, als sie angekommen waren, wollte ich Ihnen berichten.

Es war ein heiterer Herbsttag. Wir hatten uns in einem Garten meines Vormundes vor

dem Thore versammelt. Die Gesellschaft war zahlreich. Es war auf ein Fest abgesehen. Den Abend sollte ein kleines Feuerwerk abgebrannt werden. Mich plagte man mit Fragen über meine üble Laune. Meine Gespielinnen, — ich will sie einmahl so nennen, aber ich hatte wenig Lust, mit ihnen zu spielen, plünderten die Pflaumenbäume, und warfen einander ihre Beute zu. Ich nahm meine Schere aus dem Etui, und schnitt Physionomien aus den Blättern.

Aber was sollen doch Ihnen alle diese nichts bedeutenden Dinge? Sie sehen schon voraus, daß der Reisegefährte meines Bruders, der mich in so übler Laune kennen lernte, ein merkwürdiger Mann für mich wurde. Meine Augen entdeckten ihn früher, als mich die seinen. Meine ganze Seele ruhte auf ihm, als ich ihn erblickte, so daß ich fast meinen Bruder darüber vergaß. Wie war es auch anders möglich? Er hatte so wenig in seinem Aeußeren, als in seinem Betragen, etwas Aehnliches mit

meinem Bruder. Wie kommen, fragte ich mich, die beiden Menschen zusammen?

Mein Bruder stellte seinen Begleiter zuerst meinem Vormunde, und dann auch mir vor. Ich erröthete wie ein Kind, das noch keinen Fremden gesehen hat. Und das war um so merkwürdiger, da dieser Fremde wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Bilde hatte, das ich mir von ihm mit dem Wunsche entworfen, daß er so aussehen möchte. Die Welt würde ihn vielleicht nicht zu den schönen Männern zählen. Er war groß und schlank, aber mehr schmächtig, als stark gebaut. Auch in seinem Gesichte war mehr Feinheit, als Feuer; aber jeder Zug lebte; und sein Auge bewegte sich, als könnte es alle möglichen Sprachen reden. Es kam mir vor, als ob wir in dem Augenblicke selbst in unserer Laune sympathisirten. Er war düster und zerstreut; sein Ton kälter, als ich es von einem so feinen Manne, der einem Frauenzimmer das erste Compliment macht, erwartet hätte. Und

doch schien er betroffen zu seyn, als ich ihn nach einigen allgemeinen Fragen und Antworten der Gesellschaft überließ, und mich zu einem älteren Bekannten wandte.

Nicht ohne Behuthsamkeit verfolgte ich ihn mit den Augen, so wie ich nur glaubte, daß er auf mich nicht merkte. Es war eine kleine Beruhigung für mich, daß er gegen die übrigen Damen, denen er vorgestellt wurde, nicht gesprächiger war, als gegen mich. Auch mit den Herren fand er sich überall kurz ab. Ich zog Eine Bekannte nach der andern auf die Seite, und fragte, wie ihnen der sonderbare Mensch gefalle. Man fand ihn interessant, wie man sich auszudrücken beliebte, aber nicht liebenswürdig.

Es währte nicht lange, so stand er, ohne mich gesucht zu haben, wieder bei mir. Er sprach schon mehr, und mit so verändertem Tone, als wären wir in der Viertelstunde, da wir uns nicht gesprochen hatten, um ein Jahr

älter und vertrauter geworden. Von Reisen war die Rede, und vom Einerlei des gewöhnlichen Lebens. Jedes Wort, das er sagte, bewies mir, daß er viel gedacht hatte, und daß ihm das Leben im Ganzen ungefähr eben so vorkam, als mir. Einige Damen, die für geistreich gelten wollten, mischten sich in unser Gespräch. Er hörte ihnen mit eben der Gefälligkeit zu, als mir. Aber wenn sie etwas sagten, gewannen sie dafür eine Artigkeit von ihm. Wenn ich etwas sagte, war mein einziger Lohn sein ernsthafter Beifall. Die Damen schienen nicht wenig mit ihrem Antheile zufrieden zu seyn. Ich war es noch mehr mit dem meinen.

Von nun an wurde ich schon unruhig, so oft er nur in meine Nähe kam. Er muß eine Geschichte haben, wie du! sagte ich mir mit vieler Bedeutung. Ich gestand mir ohne Hehl, den Menschen könnte ich lieben.

Die Gesellschaft zog sich aus dem Garten in den Saal des Gartenhauses. Mein Fremder

verlor sich von mir. Unterdessen wurde es dunkel. Jeder Herr suchte sich eine Dame. Ich glaubte meinem Fremden ausweichen zu müssen, und ehe ich mir's versah, war er es doch, der mich führte. Als wir an Ort und Stelle waren, und die Raketen und Schwärmer Aller Augen und Ohren beschäftigten, standen wir Beide in ein so philosophisches Gespräch vertieft, als ob um uns her eine stille Mitternacht ruhte. Wir philosophirten über Glück und Genuß des Lebens. Liebe nur, sagte er, mache das Leben genießenswerth; und nur durch Liebe könne man so unglücklich werden, daß das Leben mit allen seinen Freuden dem Tode gleiche. Das sagte er, ohne mich anzusehen, und, wie es schien, ohne alle Beziehung auf mich. Aber es ergriff mich wie eine Flamme. Ich wollte ihn leichtsinnig fragen, ob er aus der Erfahrung spräche; aber ich vermocht' es nicht. Er räsonnirte in seinem Texte fort. Ich machte Anmerkungen, so gut es gehen wollte.

Mir lag daran, zu erfahren, wie er mit meinem Bruder bekannt geworden. Ich fragte ihn, um das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Er sah mich hell an, und sagte leise: Durch Sie.

Durch mich? fragte ich erstaunt. Wie wäre das möglich?

Um Sie kennen zu lernen, fuhr er fort, habe ich mich Ihrem Herrn Bruder zum Reisegefährten aufgedrungen.

Ich konnte kaum athmen. In dem Augenblicke, da er noch weiter fortfahren wollte, kam ein Pulverschwärmer geflogen, den, wie ich nachher erfuhr, mein Bruder aus überwitziger Laune auf uns zuwarf. Ein lautes Gelächter verrieth ihn, als ich mit einem Schrei zur Seite sprang. Wir mußten uns nun an die Gesellschaft schließen. Mein Fremder verließ mich, und bald darauf uns Alle, ohne zu sagen, warum er nicht an dem Abendessen Theil nehmen wollte. Mein Bruder und mein Vormund

bathen ihn inständig, bei uns zu wohnen, so lange sein Aufenthalt in unserer Stadt dauern würde. Er war nicht zu überreden. Er bath nur um die Erlaubniß, uns täglich besuchen zu dürfen. Mir empfahl er sich mit einer flüchtigen Verbeugung. Fort war er.

O wie gern hätte auch ich die Gesellschaft verlassen! Ich wußte kaum noch, wo ich war. Unmöglich konnte ich meinen Platz bey Tische einnehmen, ehe ich bei meinem Bruder ausgeforscht hatte, wie und wo er mit dem Fremden bekannt geworden.

Ist er deinem Herzen schon so nahe? fragte mein Bruder lachend. Aber nimm dich in Acht! fuhr er fort. Wenn du klug bist, so beschneide diesem Vogel die Federn, oder sperre ihn in den Käfich, so lange er noch kirre ist. Er hat es in der Art, leicht wieder wild zu werden, und davon zu fliegen.

Ich stutzte, faßte mich aber, und sagte, das sey keine Antwort auf meine Frage. Ich wollte

wissen, wie und wo er mit ihm bekannt geworden sey.

Wo anders, als am Spieltische? sagte mein Bruder lachend, wie das vorige Mahl. Glaubst du, daß er das Spiel nicht liebt, weil er ein Philosoph ist? Er gehört zu den Philosophen im neuen Styl. Er liebt die Karten, wie die Bücher, und wenn er sich müde gelesen und gespielt hat, sucht er sich ein Mädchen.

Mir wurde, als ob mich ein Fieber ergriffe. Noch ein Mahl bath ich meinen Bruder, mir statt dieser unnützen Notizen, die ich für Verläumdung hielt, Antwort auf meine Frage zu geben.

Er drehte sich herum, und lachte überlaut. Im Weggehen wandte er sich noch ein Mahl zu mir, und sagte spöttisch: Schwesterchen, du bist ja auch eine Philosophinn. Solltest du nicht schon heraus gebracht haben, wen du heirathen mußt?

Mit dieser Apostrophe ließ er mich stehen. War ich vorher bestürzt gewesen, so war ich jetzt

betäubt. Alle meine Gefühle rieben einander auf. Alle meine Gedanken widerlegten einander.

Eine Nacht, wie sie auf diesen Abend folgte, hatte ich noch nie durchwacht. Ach! liebe Freundinn, nichts macht uns so empfänglich für eine unauslöschliche Leidenschaft, als ein Tumult von Empfindungen, aus denen wir selbst nicht heraus finden können, was Liebe und was Haß ist. Das bloße Absterben des Hasses wird dann schon zum Wachsthum der Liebe. Hatte ich denn Ursache, den Fremden zu hassen? Wodurch konnte ich mich beleidigt finden, wenn er mir fremd war? Aber er war mir nicht mehr fremd. Wenn mein Bruder nicht aus ungesittetem Scherz mich mit seinem Berichte zum Besten gehabt hatte, so war der Mann, von dem ich mir gestanden hatte, daß ich ihn lieben könnte, der leisesten Regung eines solchen Gefühls nicht werth. Und wenn ich dieses nur als möglich dachte, war ich beleidigt in ihm, und mußte ihn hassen eben darum. Ich rieth und dachte

weiter. Hab' ich, sagte ich zu mir selbst, meinen Bruder recht verstanden, so kommt dieser Mensch, um meine Hand zu werben. Um meine Hand? Woher weiß er denn, was diese Hand werth ist? Von meinem Vermögen könnte er wohl durch meinen Bruder unterrichtet seyn. Was er am Spieltische verloren hat, soll vielleicht seine künftige Frau bezahlen? Gott weiß, wie Vermuthungen, durch die ich mich selbst so erniedrigt fühlte, in meiner Seele die Oberhand behalten konnten. Ich schämte mich vor mir selbst. Mit dieser Empfindung schlief ich ein, da es schon Morgen wurde. Als ich nach einigen Stunden wieder erwachte, fühlte ich mich sehr bereit, den Fremden bei'm Frühstücke zu empfangen, zu welchem er eingeladen war. Ich konnte nicht ruhen, bis ich ihm zu verstehen gegeben hatte, daß er mir gleichgültig sey. So gleichgültig war er mir!

Man wunderte sich über meine Munterkeit, als ich zum Frühstück erschien. Ich hatte mich

über die gewöhnliche Zeit in meinem Zimmer verspätet. Der Fremde war schon da, als ich zur Gesellschaft kam. Ich begrüßte ihn flüchtig, scherzte mit Andern, und that, als wäre er nicht da.

Aber wissen mußte ich doch, was mein verändertes Betragen für einen Eindruck auf ihn machte. Um doch etwas mit ihm zu reden, fragte ich ihn, ob er Musik liebe. Sogleich stürmte mein Bruder zu. Sein Freund, sagte er, spiele das Clavier noch besser, als ich. Wir müßten sogleich einmahl eine Sonate zu vier Händen zusammen probieren. Mein Vormund unterstützte den Antrag. Meine Weigerung wurde für falsche Bescheidenheit erklärt. Da saß ich nun mit dem Manne, den ich hassen wollte, Arm an Arm vor dem Clavier, und mußte mit ihm an Einer Harmonie arbeiten. Vom Spielen kam es zum Singen. Wir führten ein Italienisches Duett so gut aus, daß mein Vormund, der sich auf Musik besser, als auf

menschliche Herzen verstand, aus voller Ueberzeugung: „Bravo!" rief. Und nach einer so glücklichen Vereinigung unserer Töne sollte ich wieder einen kalten, vereinzelten Ton anstimmen?

Mein Fremder blieb lange. Er sprach viel. Mehr als Ein Mahl sah ich ihn darauf an, ob es wahr seyn könne, was mein Bruder von ihm erzählt hatte. Seine Mienen, seine Ausdrücke, sein ganzes Wesen sagten: Nein! In der Lebhaftigkeit, mit der er sprach, kam er mir noch schöner vor, als den vorigen Tag. Als er uns auf einige Stunden verließ, um mit meinem Bruder spazieren zu reiten, bedauerte ich, daß ich nicht auch das Reiten gelernt hatte, um von der Partie zu seyn.

Aber ich komme nicht zu Ende, wenn ich den langen Faden der Geschichte meiner Anhänglichkeit an diesen sonderbaren und einzigen Menschen verfolgen will. Sie können ungefähr denken, wie er mir täglich lieber wurde, und was ich fühlte, als ich mit Gewißheit zu entdecken

glaubte, daß seine Blicke die meinen suchten. Es war mehr als wahrscheinlich, daß er nicht ohne Ursache gekommen war. Und wenn er um meine Hand anhalten sollte, was sollte ich dann thun? Er war zwar Protestant, aber von alter Familie, und sehr reich. Mein Vormund und mein Bruder schienen eine Verbindung mit seinem Hause zu wünschen. Er war vier und zwanzig Jahr alt. Die seltenen Vorzüge seines Geistes litten keinen Zweifel; und ein solches Zusammentreffen der Urtheile und Empfindungen, wie zwischen mir und ihm, hatte ich noch nie erlebt. Aber was ist das Alles, sagte ich dann zu mir, wenn seine Sitten so sind, wie mein Bruder sie beschreibt? Meine Gewissenhaftigkeit wachte wieder auf. Ich beschloß, ihn nicht zu lieben, bis ich gewiß wisse, daß er ein besserer Mensch sey, als er nach den Berichten meines Bruders war.

Was beschließt man nicht, wenn man sich selbst verhehlt, was man will! Mein Fremder, der

sich nur drei oder vier Tage bei uns aufhalten wollte, war schon acht Tage da. Mehr als Ein Tete a Tete hatte uns schon vertrauter gemacht. Aber noch war ich so wenig, als Jemand von den Meinigen, näher von seinen Absichten unterrichtet. Was Anfangs meine Neugierde reitzte, wußte ich nun freylich. Aber nun wollte ich das Beste wissen. Ein reisender Mahler hatte mein Porträt bei meiner verstorbenen Freundinn gesehen, und sich dabei von dieser so Vieles erzählen lassen, daß er nicht ruhete, bis er meine Bekanntschaft gemacht hatte. Mit dem Eindruck dieser Bekanntschaft, und mit den Erzählungen meiner Freundinn und meinem Porträt war er weiter gereiset. Durch ihn hatte mein Fremder erfahren, was er von mir wußte, noch ehe er meinen Bruder kennen lernte, und so war er auf den Einfall gekommen, meinen Bruder zu uns zu begleiten. Bei dieser Lösung des Räthsels befand sich meine Eitelkeit gut genug; aber mein Herz blieb unbefriedigt.

Aus den acht Tagen, die unser Gast bei uns bleiben wollte, als wir ihm die kürzere Frist aus dem Sinne geredet hatten, waren nun vierzehn geworden. Er ging bei uns aus und ein, als ob er ein Mitglied unserer Familie wäre. Aber statt sich zu erklären, wurde er zurückhaltender und finsterer. Endlich bei einem Spaziergange fragte ich ihn einmahl, was ihm fehle? Er sah mich mit schwimmenden Augen an. Ich glühete. Wir sprachen kein Wort mehr, und gingen weiter. Der Weg führte uns nach dem Garten meines Vormundes. Wir gingen rascher. Die übrige Gesellschaft folgte weit hinter uns. Wir kamen allein in den Saal, wo wir am Abend seiner Ankunft beisammen gewesen waren. Er ließ meinen Arm los, ging auf und ab, und wandte sich auf Ein Mahl zu mir: "Dort am Fenster standen Sie, als ich Sie zum ersten Mahle darauf ansah, ob ich Sie wohl lieben dürfe." Ich stand wie eine Bildsäule. Er trat dicht vor mich, sah mir in's Auge, als ob er in

eine andere Welt blicken wollte, faßte meine beiden Hände, und sagte tief bewegt: Könnten Sie wohl meine Freundinn werden? — Das bin ich! antwortete ich, ohne recht zu wissen, was ich dachte. Er schlang beide Arme fest um mich. Ich fühlte das Feuer seines Kusses. — Ach! rief er, indem er sich los riß, daß ich Sie doch nie kennen gelernt hätte! — Er wandte sich von mir, und lehnte sich mit dem Gesichte gegen das Fenster.

Ich war im Begriffe, den Saal zu verlassen. So bald er hörte, daß ich die Thür bewegte, eilte er auf mich zu. Er bath mich flehentlich, zu bleiben.

Jetzt konnte ich reden. Ich sah ihn so verwundert an, als ich mich fühlte. In einem, vielleicht spottenden Tone sagte ich: Wenn Sie wünschen, mich nicht kennen gelernt zu haben, was liegt Ihnen denn an meiner Gesellschaft? Er schlug die Augen nieder. Meine rechte Hand hielt er fest. Dann blickte er mich wieder

an, dann wieder zu Boden. Sichtbar suchte er eine Antwort, und fand keine. Ich versuchte, ihm meine Hand zu entziehen, und nahm das Wort für ihn: Sie sind ein unbegreiflicher Mann. Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben, so sagen Sie es schnell, und kommen Sie mit mir. Es wird schicklicher seyn, wenn uns die Gesellschaft im Garten antrifft.

Er schien sich gefaßt zu haben. Traulich bückte er sich zu mir, und sagte halb leise: Ich sehe Sie heute vermuthlich zum letzten Mahle. Ich darf Ihnen also gestehen, daß ich Sie jetzt schon mehr liebe, als ich darf, und daß ich fühle, meine Liebe würde grenzenlos werden, wenn ich mit Ihrem Werthe noch vertrauter würde. Ich war unglücklich, als ich kam. Ich bin viel unglücklicher, nun ich gehe.

Wann gehen Sie? fragte ich, als ob er mich in dem Augenblicke schon verließe. Als er antworten wollte, hörten wir die Gesellschaft kommen. Ich sammelte mich, so viel

ich vermochte; aber ich war an allen Sinnen zerrüttet.

Als mein Freund, — so soll er nun unter uns heißen, — mich nach Hause führte, ging ich an seiner Seite still, als folgten wir einer Leiche. Verloren! verloren! wiederhohlte ich Ein Mahl über das andere in meinen Gedanken. Auch den verloren! — Er, als ob er sich an mir fest halten wollte, drückte, während wir gingen, meinen Arm an seine Seite; und ich glaubte, ich müßte mich gegen ihn lehnen, um mit ihm zu sinken. Ach! da ich wußte, daß wir uns trennen sollten, fühlte ich erst, daß ich sein war.

Er speisete zu Abend bei uns, und blieb bis tief in die Nacht. Nur er war für mich da, und, ich sah es, nur ich für ihn. Wir saßen neben einander, erst am Tische, dann auf dem Sopha, dann am Clavier. Mit einer Vertraulichkeit, die er in Gesellschaft nie gezeigt hatte, küßte er mir bei'm Abschiede die Hand. Des

folgenden Morgens kam, statt seiner, ein Billet mit der Nachricht, daß ein Brief, den er bei seiner Zurückkunft zu Hause vorgefunden, ihn genöthigt habe, auf der Stelle zu einem Freunde zu reisen. Er hoffe aber, uns bald wieder zu sehen.

Nun war ich ja wohl unglücklich? Können Sie mir's glauben, liebe Freundinn? Ich war es nicht. Alle meine Gedanken hatten sich herum gewandt. Er liebte mich. Das war mir gewiß. Mehr als diese Gewißheit bedurfte ich nicht, um zu erwarten, daß ich ihn wenigstens noch Ein Mahl wiedersehen würde, und dieses Wiedersehen war Alles, was ich in der Betäubung meines Herzens wünschte. Daß kein Brief von ihm kam, bestärkte mich in der Hoffnung, ich werde ihn bald wieder sehen.

Meine Hoffnung betrog mich nicht. Nach siebzehn Tagen, — ich hatte sie alle gezählt, — war mein Freund wieder da. Eine heitere Zu-

versicht glänzte auf seiner Stirn. Er nannte den Ort, wo er gewesen war, verschwieg aber den Nahmen seines angeblichen Freundes. Als wir uns Glück gewünscht hatten zu seiner Wiederkunft, theilte er uns seinen Plan mit, die Reise nach Wien aufzugeben, und, da ihm sein Vater unterdessen die Erlaubniß dazu ertheilt habe, den Winter bei uns zuzubringen. Einen ganzen Winter? dachte ich frohlockend. Was ist dann der Rest der Zukunft? Wenn man, wie Rousseau meint, tausend Jahr in einer Viertelstunde leben kann, welche himmlische Ewigkeit wird dann dieser Winter seyn!

In mir und um mich wurde Alles anders, nun mein Freund mir anders erschien. Es war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Das sah ich unwiderleglich. Was es für eine war, hoffte ich in dem nächsten Tete a Tete zu erfahren. Daß ich nicht dabei verloren hatte, bewies mir der erste Blick, mit dem er mich wieder begrüßte.

Es traf sich bald, daß wir uns allein sahen. Er kam, meinen Bruder zu sprechen, der ausgegangen war, und fand mich auf dessen Zimmer, wo ich dann und wann zu zeichnen pflegte, weil es da heller war, als im übrigen Theile des Hauses. Ich wollte aufstehen. Er bath mich, sitzen zu bleiben, nahm sich einen Stuhl, setzte sich neben mich, sprach ein Weniges über meine Zeichnung, und eilte zur Hauptsache. Was er mir weitläuftig sagte, will ich kurz zusammen fassen. Kein Freund hatte ihn abgerufen, als er uns so plötzlich verließ. Seine Absicht war, allein zu seyn, um mit Besonnenheit einen festen Entschluß zu fassen. Was er mir von diesem Entschlusse mittheilen dürfe, sey, daß er mir auf jeden Fall, das Schicksal möge es gut oder übel mit ihm meinen, das Geheimniß seiner unglücklichen Lage entdecken wolle, ehe er es wagen werde, mir entweder seine Hand zu biethen, oder sich auf immer von mir los zu reißen. Noch sey zu Beidem nicht

die Zeit. Vielleicht könne sich in kurzem Manches ändern. Er bath mich flehentlich, bis dahin, daß er deutlicher reden dürfe, an seine Aufrichtigkeit und Liebe zu glauben, und wenn ich wirklich seine Freundinn sey, mit ihm im schönen Genuß der Gleichheit unserer Seelen zu versuchen, wie sehr ich es seyn könnte. Dieses sagte er in einem so gesetzten Tone, daß ich überzeugt fühlte, die Gründe nach denen er handelte, müßten von edler Art seyn. Ich hatte ihm vorher nicht zugetraut, daß er überhaupt nach Gründen und Planen handeln könne. Von dieser Stunde an faßte ich eine Achtung für ihn, die mit jedem Tage wuchs. Das Beunruhigende meiner Liebe verlor sich in der Zuversicht der Freundschaft. Er selbst mußte mich daran erinnern, daß ich ihn noch viel zu wenig kenne, um auf seine Liebe zu bauen.

Wenn ich doch Worte hätte, Ihnen das Glück dieses Winters fühlbar zu machen; wie

ich meinen Freund nach und nach und bei den mannigfaltigsten Veranlassungen so kennen lernte, daß ich ihn für einen der trefflichsten Menschen halten würde, auch wenn ich nicht wüßte, daß er der einzige Mann war, durch den ich als Weib glücklich werden konnte! Die Einheit unserer Gefühlsart, unseres Geschmacks, unserer Neigungen und Abneigungen, ging bis zum Wunderbaren weit. Seine Aufmerksamkeit, mir kleine Freuden zu bereiten, zog ihn bis in den engsten Kreis meiner Häuslichkeit. Kein Zug in seinem Betragen bestätigte den Leichtsinn, den ihm mein Bruder beigelegt hatte. Er machte Alles mit, was die Umstände forderten. Er erschien bei Hofe, so oft es nöthig war. Er nahm Theil an unseren Bällen und Concerten. Er verlor auch zuweilen mehr Geld im Spiele, als er hätte sollen. Aber an keinem Vergnügen dieser Art hing er mit Leidenschaft. Um mich zu seyn, mit mir zu plaudern, zu lesen, Clavier zu spielen, war, wie er

selbst sagte, seine große Angelegenheit. Auch in den Gesellschaftszirkeln schienen wir an einander gefesselt. Wo ich war, war er; wo er fehlte, da war ich nicht. Und so wie unsere Liebe zur Freundschaft veredelt wurde, so redete unsere Freundschaft die Sprache der Liebe. Ja, ich habe Verzicht gethan auf die Erfüllung meines letzten Wunsches. Aber ich sterbe doch nicht, ohne gelebt zu haben. Ich habe gelebt, wann ein Druck seiner Hand mir sagte, was ich ihm werth sey. Ich habe gelebt, wann mich an seiner Seite bei gleichen Worten und Tönen gleiche Empfindungen durchdrangen. Ach! ich habe gelebt, wann er seinen Arm um mich schlang, wann sein Herz an meiner Brust, mein Kopf auf seiner Schulter ruhete, und die Welt mein war in ihm.

Aber mitten in der Fülle dieser Freuden kamen schon Augenblicke, da ich ahndete, was mir bevor stand. Oft, wann er mir noch eben geschworen hatte, er wünsche kaum glücklicher zu

seyn, wandte er sich auf Ein Mahl weg von mir, und stand mit gesunkenen Armen. Fragte ich ihn dann, was ihm fehle, so fertigte er mich mit unbefriedigenden Antworten ab, oder er vertröstete mich auf die Zeit, da er mir sein Geheimniß werde entdecken können. Noch öfter war er mißmuthig, zerstreut, und unempfänglich für alle Freude. Ich bemerkte, daß diese Laune sich nach den Posttagen richtete, und daß er nie düsterer war, als wann er Briefe erhalten hatte.

Die Spannung, in der wir uns fühlten, wann wir mit einer Aufrichtigkeit, als ob wir uns seit Jahren kennten, alle unsere Angelegenheiten zusammen theilten, und doch mit einer Aengstlichkeit, als ob wir eine Todsünde zu vermeiden hätten; dieser Zustand, der lange Zeit den Genuß jeder mittheilbaren Empfindung erhöhte, wurde nach und nach beschwerlich, und zuletzt schmerzhaft. Mehr als Ein Mahl brannte mir die Frage auf der Zunge: Bist du kein

freier Mann? Und nie sprach ich sie aus, weil ich mich vor der Antwort nicht minder, als vor seinem Unwillen, fürchtete. Wir waren zusammen den Vertrag eingegangen, ganz der Gegenwart zu leben, und die Zukunft aus den Augen zu verlieren, bis er selbst den Vorhang aufziehen würde, der sie verbarg. Ich besorgte, daß ich, statt seiner, diesen Vorhang mit einer Frage aufziehen solle. Eben weil ich das dachte, unterdrückte ich die Frage.

Der glückliche Winter war vorüber. Mein Freund erhielt von seinem Vater den Befehl, mit dem Frühlinge nach Hause zu kommen. Und noch immer war nicht von der Zukunft die Rede. Endlich, da er meiner Unruhe, wie es schien, nicht länger zusehen konnte, kündigte er mir seine Abreise an. Wir müssen uns, sagte er, auf drei Monathe trennen. Diese drei Monathe sind die letzte Frist meiner Erwartung. Ich habe die Würfel geworfen. Ich werde sehen, wie sie liegen. In drei Monathen komme ich wieder.

Ich erschrack, mich dem Ziele, das ich nicht sehen durfte, so nahe zu wissen. Drei Monathe kamen mir in diesem Gefühle wie eine fürchterliche Ewigkeit vor. Die Thränen stürzten mir aus den Augen.

Mein Freund wurde blaß. Er verlor die Fassung. Er küßte mir feierlich die Hand, und sagte mit einem Tone, der mir das Herz zerriß: Ich bin nicht frei. Meine Hand ist gefesselt, Mein Herz gehört halb einer Andern.

Da lag das stolze Schloß meiner Träume! Ich fühlte nicht, was ich ihm war. Ich fühlte nur, daß eine Andere ihm wenigstens zum Theil sey, was ich allein ihm seyn zu können geglaubt. Wenn er mich gehaßt hätte, es wäre mir in dem Augenblicke lieber gewesen.

Und doch wurde es ihm so leicht, sich vor mir zu rechtfertigen, als er wieder das Wort nahm, und selbst das Verdammungsurtheil über sich sprach. Er betheuerte, daß er mit Jener, die ihm noch immer theuer sey, unmöglich

ein erträgliches Glück finden könne, seitdem er meine Bekanntschaft gemacht habe; aber in meinen Armen habe er gehofft, Jene zu vergessen.

Abscheuliche Hoffnung! rief ich. Noch abscheulicher würde es seyn, wenn ich je etwas beitrüge, eine solche Hoffnung zu erfüllen. Warum rissen Sie sich nicht los von mir? Warum gingen Sie nicht, da es noch Zeit war?

Wohin? fragte er treuherzig.

Wohin? erwiederte ich. Ist das eine Frage? Zurück zu der, der Sie untreu geworden sind.

Er schüttelte den Kopf.

Disputationen dieser Art führen zum Beschluß immer dahin zurück, von wo man ausging, und unser Verstand ist nur zu bereitwillig, ein Unrecht verzeihlich zu finden, das ein Mann, den wir lieben, aus Liebe zu uns beging. Mich ganz zum Verstummen zu bringen, fügte mein Freund noch die Nachricht hinzu, daß er durch

eine Verbindung mit seiner ersten Geliebten den Haß seines Vaters auf sich laden würde, und daß er jetzt gegründete Hoffnung habe, sie an einen Andern verheirathet zu sehen. Er wußte wohl, wie schwer dieser letzte Beruhigungsgrund bei mir in die Wage fiel.

Mit einem Leichtsinn, der unserer Gewissenhaftigkeit vielleicht nicht zur größten Ehre gereichte, kehrten wir für die wenigen Tage, die er noch bei uns zubringen wollte, zu unserer alten Losung zurück, nur der Gegenwart zu leben. Ich läugne nicht, die Nachricht, daß die erste Geliebte meines Freundes einen Andern heirathen könne, hatte sie in meiner Vorstellung sehr herabgesetzt. Meine Ruhe hatte bei dieser Herabsetzung nicht wenig gewonnen. Daß mein Freund dennoch mit solcher Achtung von ihr sprach, machte ihn von neuen meiner Achtung werth. Er schien mehr zwischen Liebe und Gewissen, als zwischen Liebe und Liebe zu schwanken. Seine Unentschlossenheit war ein Verdienst,

Vor einer Nebenbuhlerinn brauchte ich mich nicht zu fürchten. So råsonnirte ich mein krankes Herz in Schlummer. Ich wußte nicht, daß ich mit leeren Einbildungen spielte.

Mein Freund reisete ab. Ich kannte mich selbst nicht in der Entschlossenheit, mit der ich seinem Wagen nachsah. Viel war nun die Rede von ihm zwischen mir, meinem Vormunde, und meinem Bruder. Ich vernahm nicht ohne Schrecken, daß Beide mich und meinen Freund völlig als Verlobte ansahen, und schon Aussteuer und Abfindung zusammen berichtigten. Ich glaubte ein Recht zu haben, nach den Gründen eines so voreiligen Verfahrens mich zu erkundigen. Man lachte mir in's Gesicht. Ich wurde sehr ernsthaft. Ich versicherte, daß ich nichts weniger, als versprochen sey. Und nun denken Sie, was ich fühlen mußte, als ich erfuhr, daß mein Freund den Tag nach dem Abend, da es zwischen mir und ihm zu der unerwarteten Erklärung gekommen war, bey meinem Vormunde und mei-

nem Bruder förmlich um meine Hand geworben, und ihre Einwilligung erhalten hatte.

Ich stand verwundert und beleidigt. Was auch immer meinen Freund bestimmt haben mochte, sich der Einwilligung meiner Verwandten früher, als meines eigenen Ja, zu versichern; es war etwas in diesem Schritte, das mir seiner und meiner unwürdig schien. Aus dem Bündnisse unserer Herzen war ein Heirathsantrag geworden. Mein Ja war vorausgesetzt. So wenig ich mir eines übermäßigen Stolzes bewußt war; dieses Mal regte sich doch etwas mehr, als Selbstgefühl, in mir. Wenn mein Freund wagen durfte, förmlich um mich zu werben, wozu denn die feierliche Comödie, die dieser Werbung vorher ging? Ein verdrießlicher Gedanke jagte in meiner Seele den andern. Meine Phantasie hatte manches geheime Fest im lieblichen Vorgefühle des Augenblicks gefeiert, da ich meinen Freund entzücken wollte mit dem Worte "Ewig dein!" Diese Feste

waren nun gestört. Die gesparte Gabe meines Herzens war unter den Brautschatz geworfen.

Unschlüssig, wie ich mir Genugthuung verschaffen wollte, wartete ich auf den ersten Brief von meinem Freunde. Er kam bald, aber eingeschlossen in einem Briefe an meinen Vormund, und so geschrieben, daß er von diesem und von der ganzen Welt gelesen werden konnte. Ich beantwortete ihn in demselben Style; erhielt wieder eine ähnliche Replik, und beantwortete sie gar nicht.

Also auch um die Freuden eines erwarteten Briefwechsels voll Wahrheit und Liebe war ich betrogen. Mein Freund wurde mir zu unerklärlich, als daß ich länger mit Wohlgefallen hätte an ihn denken können. Und wenn ich ihn darum nicht weniger liebte, so gab mir doch meine Liebe keinen Genuß. Ich fühlte ein brennendes Bedürfniß, etwas zu thun, um ihm zu beweisen, daß ich nicht gemacht sey, mich in Verhältnissen, wie die unseren, bloß leidend zu

verhalten. Und dieser Laune verdanke ich vielleicht die Kraft, bei seiner Zurückkunft zu handeln, wie wenigstens nicht jedes Weib an meiner Stelle gehandelt haben würde.

Ehe zwei Monathe um waren, sah ich ihn wieder. Er überraschte uns auf dem Lande, wo wir seit einigen Wochen wohnten. Mein Vormund empfing ihn mit Frohlocken, als ob er schon Anstalten zum Verlobungsfeste machen müßte. Ich begrüßte ihn höflich. Meine Zurückhaltung schien ihn nicht zu befremden. Er sah mich einige Mal an, als ob er mit einer Erklärung Alles gut machen wolle. Ich erwiederte diese Blicke nicht. Aber ich konnte nicht umhin, ihn mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, als ob ich ihn noch nie gesehen hätte. Er schien nicht mehr derselbe Mensch zu seyn. Seine Züge verwilderten, so oft er, in Gedanken verloren, zur Seite blickte. In seinem Gange war ein Ungestüm, in seinen Bewegungen eine Unregelmäßigkeit, in seinen Ausdrücken

eine Ueberspannung, die ich an ihm nicht kannte. Er lachte und scherzte mit Heftigkeit. Und wenn er durch seine Einfälle und Reflexionen die Gesellschaft ergetzt hatte, sank er zusammen, und wurde blaß, wie ein erschöpfter Mensch. Dann warf er mir Blicke voll glühender Wehmuth zu, als wollte er um Erlösung flehen. Dann ging er mir nach, um mit mir allein zu reden, während ich es vier Tage lang dahin zu bringen wußte, daß wir uns nie allein sahen. Mein Vormund und mein Bruder ließen uns gewähren.

Eine Rolle, die unser Herz nicht mitspielt, wird bald ermüdend. Ich mußte denn doch am Ende wissen, was mein Freund eigentlich wolle. Vorbereitet war ich. Ich ließ mir zuletzt ein Tete a Tete gefallen.

Das Landgut meines Vormundes stieß an die Donau. Von den Terrassen eines Gartens, der nach einer andern Seite im Englischen Geschmack angelegt war, hatte man die Aussicht

über den schimmernden Strom. Hier blieb ich nach einem Spaziergange mit meinem Freunde sitzen, während mein Bruder für gut fand, uns allein zu lassen, um sich mit dem Förster zu unterhalten.

Gott Lob, sagte mein Freund, daß ich endlich einmahl wieder ein Wort mit Ihnen reden kann. Zuerst Verzeihung!

Verzeihung? erwiederte ich. Ich wüßte kaum, daß Sie mir etwas gethan hätten, das einer besondern Verzeihung bedürfte.

Er sah mich an. — Ich habe gethan, sagte er, was ich mußte; habe mich selbst mißhandelt, um zu thun, was ich mußte; und das Alles, so wahr ich nicht deines Hasses werth seyn mag! weil ich dich liebe. Nicht eher, bis ich dir alle meine Verirrungen gestanden habe, nicht eher, bis du die Art billigst, wie ich sie wieder gut machen will, werde ich dich ernstlich fragen, ob du mein Weib zu seyn dich entschließen kannst.

O! sagte ich, was diese Frage betrifft, die haben Sie sich ja schon vor acht Wochen von meinem Vormunde beantworten lassen.

Er richtete sich mit einem Selbstgefühl auf, das bei dieser Gelegenheit sehr unrecht angebracht schien. Therese sagte er, du willst mich strafen, und du kränkst mich nur dafür, daß ich aus unüberwindlicher Liebe zu dir that, was ich sonst nicht gethan haben würde. Aber du sollst mich nicht nach Fragmenten meines Betragens richten. Höre meine ganze Geschichte. Dann entscheide, wo ich Ruhe finden soll, in deinen Armen, oder im Grabe!

Ich kann Ihnen seine Erzählung nicht mit seinen eigenen Worten wiederhohlen. Ich will Ihnen das Wesentliche davon so mittheilen, als wäre ich Augenzeuge von dem gewesen, was ich durch ihn weiß.

Mein Freund war der Sohn eines achtungswerthen, aber strengen und ceremoniösen Vaters. Als einziger Sohn wurde er einer Erziehung

unterworfen, die sein Vater methodisch für ihn berechnet hatte, und die alle Freiheit seines Geistes erdrückt haben würde, wenn die widerstrebende Kraft seines Wesens nicht stärker gewesen wäre, als jeder Druck widernatürlicher Maximen und Lehren. Zu den Sitten, die ihm durch seine Hofmeister eingeprägt wurden, gehörte eine sorgfältige Entfernung von unserem Geschlechte. Er durfte nie mit einem Frauenzimmer allein seyn, so wenig mit einem erwachsenen, als mit einem Kinde. Selbst der Liebe seiner Mutter wurde er entzogen, um, wie sein Vater sagte, ein desto soliderer Mann zu werden. Der Erfolg dieser Erziehung war, daß mein Freund in einem Alter, worin Knaben und Mädchen gewöhnlich noch eine Art von Abneigung gegen einander fühlen, ohne Wissen seiner Aeltern und Pädagogen schon heimlich eine Geliebte hatte. Seine Geliebte war, wie er, ein Kind, aber ein so ausgezeichnetes Kind, daß sie seine Zuneigung verstand, wie ihre Französische

Grammatik. Die Häuser ihrer und seiner Aeltern lagen nahe bei einander. Ein Bruder der merkwürdigen Kleinen, den mein Freund öffentlich besuchen durfte, gab Gelegenheit, daß er, freylich nicht anders, als in Gesellschaft, auch oft das Schwesterchen besuchte; und als der junge Mann funfzehn, und das Mädchen vierzehn Jahr alt war, hatten beide schon mehr als Ein Mal günstige Augenblicke zu finden gewußt, um geheime Verabredungen über ihre künftige Heirath zu treffen.

Eine Trennung von zwei Jahren, die mein Freund unter der Aufsicht eines Hofmeisters auf einem entfernten Gymnasium zubringen mußte, ohne während dieser Zeit das väterliche Haus zu besuchen, hatte die gegenseitige Zuneigung des phantasirenden Pärchens nicht geschwächt. Eine Stunde des Wiedersehens war genug, um sie von neuen auf Jahre an einander zu knüpfen. Es wurde nun auch ein geheimer Briefwechsel zwischen ihnen eingeleitet.

Der geheime Briefwechsel dauerte fort, als mein Freund in seinem achtzehnten Jahre auf die Universität geschickt wurde. Aber um diese Zeit wurden auch die Wünsche des jungen Mannes lebhafter. So treu er seiner Friederike in Gedanken blieb, so wenig genügten ihm Gedanken. Er machte Bekanntschaften unter seinen Mitstudirenden, die älter waren, als er. Seinen Hofmeister, der ihn mit Studien ängstigte, zu betriegen, wurden bald Mittel gefunden. In lustigen Zirkeln verschwärmte er erst Stunden, und dann ganze Abende, als er es so weit gebracht hatte, daß der Mann, der seinen Freuden im Wege stand, ihn nicht mehr bey seinem Vater anklagen durfte, um eine Stelle zu behalten, die er mit dem Geständniß verloren haben würde, daß er den jungen Herrn nicht nach dem strengen Verlangen des Vaters regieren könne. Zum Glück waren die muntern Gefährten meines Freundes nur wild, nicht sittenlos. Er wurde mit ihnen ein Student in der ganzen

Deutschen Bedeutung des Worts; aber er behauptete seine Unverdorbenheit. Unterdessen bedurfte er einer Liebschaft, die ihm etwas mehr, als schriftlichen Umgang, gewährte. Er fand sie, weil er sie suchte. Aber eben durch dieses leichtsinnige Flattern und Irren wurde mein Freund, wie er mich versichert hat, fester an seine Friederike gebunden. Von allen Abwegen kam er zu ihr zurück. Die Vorwürfe, mit denen er sich selbst für seine Untreue strafte, überzeugten ihn, daß er nur durch Treue glücklich werden könnte.

Noch immer war der Vater meines Freundes nicht von der geheimen Verbindung seines Sohnes unterrichtet. Der ceremoniöse Ernst, in dem er lebte und webte, hielt Neuigkeiten von seinem Hause zurück, an denen man in der Stadt oft schon sich müde erzählt hatte. Und mit der Familie, von welcher die Geliebte seines Sohnes ein Mitglied war, stand er gar in einem Verhältnisse, das Niemand begreifen konnte. Man

wußte nicht anders, als, daß beide Familien in dem besten Vernehmen lebten. Und doch war der Vater meines Freundes ein Mal in einer Gesellschaft, da ein Bekannter vom Hause zufällig, und ohne von geheimen Absichten und Verbindungen etwas zu wissen, Friederike'n als eine schickliche Partie für seinen Sohn in Vorschlag brachte, in Gluth und Flammen gerathen. Er hatte mit unerklärbarem Ungestüm versichert, daß er seinen Sohn lieber todt sehen, als jene Verbindung zugeben würde. Mein Freund war gegenwärtig bei diesem Vorfalle. Er wurde dadurch um so behuthsamer, aber auch um so besorgter wegen der Zukunft. Der Eigensinn seines Vaters war, wie er wußte, ein sprödes Metall, das aller Verarbeitung trozte.

Was Jahre lang die Klugheit verheimlicht hatte, verrieth die Unachtsamkeit in einer Miuute. Mein Freund hatte, als er eines Tages im Begriff war, zwei Briefe, einen an seinen Vater, und einen andern an den Bruder seiner Geliebten,

mit einer Einlage auf die Post zu schicken, in der Zerstreuung die Aufschriften verwechselt. Eine unerwartete Citation zu seinem Vater ließ ihn vermuthen, daß etwas Wichtiges vorgefallen seyn müsse. Er reisete eilig nach Hause, und vernahm sein Schicksal zugleich mit einem Urtheilsspruche. Enterbung und der Fluch seines Vaters sollten sein Loos seyn, wenn er nicht auf der Stelle dem Mädchen entsagte, dem er sich zugeschworen hatte. Er verlangte Gründe zu hören. Der Wille seines Vaters wurde ihm als ein zureichender Grund und als ein Felsen, den keine Widersetzlichkeit und keine Bitte bewegen könnten, in den Weg gelegt. Mein Freund, der nicht umsonst einen Theil des väterlichen Eigensinns geerbt hatte, war eben so wenig Willens, sein Wort zu brechen. Alle Drohungen und Verheißungen seines Vaters lockten ihm die geforderte Entsagung nicht ab. Das Aeußerste, wozu er sich endlich verstand, war nur das Versprechen, seine Friederike nicht zu

heirathen ohne den Willen seines Vaters. Der alte Mann schien wenig beruhigt dadurch zu werden.

Traurige Zeiten folgten nun für meinen Freund. Die Mutter seiner Friederike, seit kurzem eine Wittwe, die bis dahin so wenig, als sein Vater, vermuthet hatte, was sie nicht wissen sollte, verboth ihm ihr Haus. Er wurde nach der Universität geschickt, und seine Geliebte an einen andern Ort. Wohin? Das sollte für ihn ein Geheimniß bleiben.

Aber der Bruder Friederike'ns, dessen Wohlwollen für meinen Freund den Gehorsam gegen die Befehle seiner Mutter überwog, ließ sich endlich erbitten, und übernahm wieder die Besorgung eines Briefwechsels zwischen dem getrennten Paare. So bald mein Freund den Aufenthalt seiner Geliebten wußte, war keine Furcht und keine Ueberlegung mächtig genug, ihn von der Ausführung eines romanhaften, aber glücklichen Gedanken abzuhalten. Er versah sich auf

ein halbes Jahr mit Gelde, entwischte seinem Hofmeister, und reisete verkleidet und unter fremden Nahmen in die Gegend, wo seine Friederike sich bei entfernten Verwandten aufhielt, die ihn nie gesehen hatten. Seinem Vater schrieb er, daß er aus Mißmuth über sein Schicksal auf einige Monathe ein Einsiedler werden, und zur rechten Zeit schon wieder zum Vorschein kommen wolle. Um ganz sicher zu gehen, hielt er sich fast einen Monath versteckt in Hamburg. Während dieser Zeit waren, wie er es erwartet hatte, auf dem Landgute in Holstein, wo Friederike wohnte, und sehr genau bewacht wurde, Erkundigungen nach ihm eingelaufen. Nachdem auf diese Erkundigungen die Antwort zurück ergangen war, daß ein Mann, wie mein Freund, sich in dortiger Gegend nicht zeigte, wagte er sich nach Holstein. Seine Fertigkeit in der Englischen Sprache machte es ihm möglich, sich mit Glück für einen Engländer auszugeben. Als Engländer, der einer melancholischen Laune nachleben

wolle, miethete er sich in ein Bauerhaus auf einem Dorfe nicht weit von dem Aufenthalte Friederike'ns. Es war sehr bald die Rede von ihm. Man wünschte den Sonderling kennen zu lernen. Man lernte ihn kennen, nachdem er, nicht ohne Mühe, seiner Geliebten ein Billet in die Hände zu spielen gewußt hatte. Er wurde eingeladen, erschien, gefiel, spielte seine Rolle trefflich, wurde öfter eingeladen, und brachte es bald so weit, daß er dem Mädchen seines Herzens, — aus ganz besonderer Gefälligkeit, die mit dem größten Dank erwiedert wurde, — in der Englischen Sprache Unterricht gab.

Sich so reichlich für die Schmerzen der Trennung belohnt zu sehen, hatte mein Freund nicht erwartet, als er sich in dieses Abenteuer wagte. Seine Neigung für seine Schülerinn konnte nicht unbemerkt bleiben, und eben so wenig ihre Neigung für ihn. Aber was unter andern Verhältnissen vermuthlich übel aufgenommen seyn würde, wurde jetzt von den Aufsehern und Auf-

scherinnen Friederike'ns begünstigt. Man freute sich, den Mann, an dem ihr Herz hing, durch einen Fremden verdrängt zu sehen, von dem man sie, wie man glaubte, zeitig genug entfernen könnte, wenn ja diese neue Zuneigung zu tiefe Wurzel schlagen sollte. Man meldete mit Frohlocken der Mutter Friederike'ns den Triumph meines Freundes.

Die Zeit dieses Glücks, dauerte so lange, und gab meinem Freunde so mannigfaltigen und doch unschuldigen Genuß, daß er sie nachher seine erste goldene Zeit nannte. Jeder Tag war, wie er sagte, ein Zeuge der Bestätigung des längst geschlossenen Bundes. Was ihn in seinen Freuden störte, war eine kindliche Besorgniß um seinen Vater. Nicht anders, als durch die dritte Hand erfuhr er, daß die schwächliche Gesundheit des bekümmerten Mannes täglich abnehme. Das beunruhigte Gewissen gewann den Sieg über die Klugheit. Mein Freund entdeckte sich einem seiner Freunde. Er schrieb

durch diesen, ohne den Ort seines Aufenthalts zu nennen, an seinen Vater. Dieser antwortete ihm auf demselben Wege. Die Antwort war so ungewöhnlich und unerwartet sanft, daß der gerührte Sohn sogleich wieder schrieb. Das war es, was der Vater wollte. Da der Freund meines Freundes zu keiner Verrätherei zu vermögen war, so wandte sich der erfahrne Vater an das Postamt, theilte diesem die nöthigen Instructionen mit, und erfuhr nun leicht, woher ein Brief kam, dessen Aufschrift von einer gewissen Hand war.

Mein Freund selbst müßte Ihnen erzählen, wie ihm zu Muthe wurde, als er, der angebliche Engländer und so genannte Herr Williams, sich an einem schönen Nachmittage, als er in traulichem Wohlseyn an der Seite seiner Friederike saß, von einer rauhen Stimme mit seinem wahren Nahmen begrüßen hörte. Es war kein Anderer, als sein Vater selbst, der ihn mit einem Besuche überraschte. Die Wirkungen die-

ses Besuchs, die Auftritte die er veranlaßte, und die Folgen, die er nach sich zog, bedürfen keiner Beschreibung. Der ungehorsame Sohn, wie er hieß, ungeachtet er nicht gegen sein Versprechen gehandelt hattr, wurde fort gerissen wie ein Missethäter. Das arme Schlachtopfer Friederike fiel in eine tödtliche Krankheit. Unbeweglich war der starrsinnige Vater in der Ausübung seiner väterlichen Gewalt, eben so unbeweglich der Sohn in der Verweigerung des Gehorsams, wo er sich nicht verbunden glaubte, zu gehorchen.

Aber was Drohungen und Befehle nicht vermochten, bewirkten Gewissensunruhe und Mitleid. Gewaltsame Bewegungen waren der Seele des bejahrten Mannes fremd geworden. So bald er mit seinem Sohne zu Hause ankam, sank er auf das Krankenlager zurück, von dem er sich in der Spannung der ängstlichsten Sorgen aufgerafft hatte. Die Aerzte erklärten seinen Zustand für bedenklich. Die Todesangst, mit

der er zu kämpfen schien, so oft er seinen Sohn ansah, vermochte diesen zuletzt zu einem neuen Versprechen, nicht nur seine Geliebte nicht wider den Willen seines Vaters zu heirathen, sondern auch zu thun, was ihm möglich sey, um sich von ihr und sie von ihm zu entwöhnen. Auf dieses Versprechen erhielt mein Freund von seinem Vater ein versiegeltes Packet, das er, im Fall der Vater stürbe, erbrechen, wenn er sich aber wieder erhohlte, ihm zurück geben sollte. Der Kranke erhohlte sich, nahm sein Packet zurück, und mein Freund, der ernstlich Wort halten wollte, ging auf Reisen.

In England, in Frankreich, und in der Schweiz suchte der Märtyrer der kindlichen Unterwürfigkeit Schadloshaltung für sein verlornes Glück und seine angefeindete Hoffnung. Er entwarf sich eine Philosophie der Zerstreuung, die er zwei Jahre lang ausübte. Leichtsinnig aus Verzweifelung, haschte er Freuden auf, die er nach seiner eigenthümlichen Gefühlsart zu

verschmähen berufen war. In diesem Wirbel von Neuheit und Wechsel hörte und sah er nichts von seiner Friederike. Sie blieb seinem Herzen nahe, aber seinen Gedanken wurde sie fremd. Er erinnerte sich ihrer nicht anders, als mit Wehmuth und Liebe; aber es vergingen Tage, da er sich gar nicht an sie erinnerte.

Nicht so glücklich waren die Versuche ausgefallen, durch die man die trauernde Getreue von ihrem Lieblinge abzuziehen suchte. Sie wies jeden Antrag, der sie einem andern Manne zueignen sollte, herzhaft von der Hand. Keinen zu heirathen, war sie zu versprechen bereit; nur nicht einen Andern, als den Mann ihrer Liebe.

Mein Freund kam von seinen Reisen zurück. Er sollte nun die Heilung, die durch Zerstreuungen angefangen war, durch Arbeitsamkeit vollenden. Sein Vater hatte ihn zu einem Gesandtschaftsposten zu bilden gesucht. Zu den Geschäften, die damit verbunden waren, sollte er sich unter den Augen eines geübten Politikers

vorbereiten. Aber die Nachricht von der unwandelbaren Anhänglichkeit seiner Friederike an ihn verleidete ihm alle Politik. Er gestand seinem Vater, daß er wenigstens noch ein Jahr reisen müsse, wenn er an Staatsgeschäften Geschmack finden sollte. Der Vater, dem vor der Gefahr eines Rückfalles bange war, sah sich genöthigt, noch ein Mal seine Einwilligung zu geben. Damals war es, als mein Freund die Bekanntschaft meines Bruders machte, und mit ihm zu uns kam, um von da nach Wien zu gehen.

Den Theil seiner Geschichte, die hier anfängt, hatte er nicht nöthig, mir ganz zu erzählen. Desto wichtiger aber war mir die andere Hälfte, die sich auf die Fortdauer seiner Liebe zu Friederike'n bezog. Was er auch immer sich einbilden mochte, als er meine Bekanntschaft gemacht hatte; der Gedanke an eine unauflösliche Verbindung mit mir erschreckte sein Gewissen, und weckte seine erste Zuneigung wieder

auf. Das erzwungene Wohlgefallen an den Zerstreungen, durch die mein Bruder mit ihm bekannt geworden war, verlor sich, als er mit mir wieder fromm wurde, wie er es nannte. Er hielt es sogar für seine Pflicht, Friederike'n von seiner neuen Bekanntschaft zu unterrichten. Zu einer Zeit, da Niemand mehr so etwas befürchtete, spann sich von neuem ein geheimer Briefwechsel zwischen ihnen an. Deßwegen stand seine Laune mit dem Abgange und der Ankunft der Posten in so genauer Verbindung.

Lange war er unschlüssig gewesen, ob er mich Theil an dem Streite nehmen lassen sollte, den er mit sich selbst bestand. Aber er besorgte, und mit gutem Grunde, daß ich die Partei seiner ersten Liebe gegen mich selbst nehmen möchte. Er machte einen andern Versuch. Er ließ Friederike'n durch die dritte Hand wissen, daß er mit mir so gut als verlobt sey. Er äußerte selbst gegen seinen Vater einen Theil seiner Wünsche in Beziehung auf mich. Friederike

hörte auf, seine Briefe zu beantworten. Sein Vater, sonst ein eifriger Protestant, willigte mit tausend Freuden in eine Verbindung meines Freundes mit mir. Beides überraschte meinen Freund. Er hatte erwartet, daß ihm Friederike Vorwürfe und sein Vater Schwierigkeiten machen würde. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß Friederike einen wiederhohlten Antrag nicht geradezu abgewiesen habe. Alles dieses bestärkte ihn in dem Entschlusse, mir sein Geheimniß nach wie vor zu verbergen, und durch einen verlängerten Aufenthalt bei uns an sich selbst zu erproben, ob es ihm möglich seyn werde, durch die Erfüllung seines neuen Wunsches glücklich zu seyn, der, wie er behauptete, nicht mehr zu unterdrücken war.

Je vertrauter mein Freund mit mir wurde, desto fester überzeugte er sich, wie er sagte, daß er nicht anders mehr leben könne, als mit mir und durch mich. Was ihn am meisten beunruhigte, war nur, daß er von dem Fortgange

des Antrages, den Friederike nicht abgewiesen hatte, nichts weiter erfuhr. Er schloß daraus, sehr falsch, wie Sie bald hören werden, daß sie nur auf ihn wartete, um den zweiten Schritt zu thun. Dennoch schlug ihm das Herz, wenn er den ersten thun wollte. Briefe reichten zur Beendigung eines so verwickelten Geschäfts nicht hin. Er wollte selbst sehen und hören, und wenn es nöthig seyn sollte, Friederike'n noch ein Mal sprechen. In drei Monathen spätestens ließ sich, wie er meinte, Alles in's Klare bringen.

Die Besorgniß, mich zu verlieren, machte ihn blind gegen die Folgen eines unüberlegten, und mit der Delicatesse, die ich an ihm kannte, und ohne die ich ihn nicht hätte lieben können, wenig übereinstimmenden Schrittes. Er wollte seine Ehre auf's Spiel setzen, um sein Herz zu binden. Und so eilte er, ehe sein Blut kalt wurde, zu meinem Vormunde, und hielt um meine Hand an.

Aber kaum war er zu Hause angekommen, und hatte Friederike'n wiedergesehen, so stürzte die ganze Last seines Unrechts und seiner Uebereilung auf ihn zurück. Friederike empfing ihn mit ruhiger Ergebung. Mit dem Antrage, der sie ihm untreu machen sollte, war es kein Ernst gewesen. Sie hatte ihn mit Fleiß veranstaltet, um zu sehen, wie die Nachricht davon auf meinen Freund wirken würde. Daß dieser damals seine Freude darüber nicht zurück halten konnte, war der härteste Schlag, der sie noch getroffen hatte. Sie schwamm in Thränen. Sie verwelkte sichtbar, so daß mein Freund erschrack, als er sie wieder erblickte. Gelassen gab sie alle ihre Ansprüche auf, wünschte ihm Glück zu seiner neuen Aussicht und zu der Versöhnung mit seinem Vater, und eilte, als er ihre Hand ergreifen wollte, in ein anderes Zimmer wo sie, wie er erfuhr, in Ohnmacht sank.

Armer Freund! Wer litt mehr, du, oder die, gegen die du gesündigt hattest? Er blieb,

wie er mir sagte, kaum seiner Sinne mächtig. So stand er auf glühendem Boden, und konnte nicht rechts und nicht links. Hätte sie, die er verlassen wollte, ihm nur einen einzigen Vorwurf gemacht! Aber nicht einmal der Trost einer ersonnenen Rechtfertigung war ihm gewährt. Betäubt, und schon halb entschlossen, durch einen Pistolenschuß vor einem unerträglichen Gefühle sich zu retten, rannte er nach Hause. Ehe er sein Zimmer erreicht, begegnet ihm sein Vater, mit dessen Vorwissen er diesen Besuch bei Friederike'n abgestattet hatte. Er achtet auf kein Winken und Rufen. Er rennt die zweite Treppe hinauf. Sein Vater verfolgt ihn. Es kommt zur Erklärung. Zum ersten Male erlebt mein Freund den Anblick, seinen Vater weinen zu sehen. Er fühlt einige Erleichterung. Er glaubt, den Augenblick benutzen zu müssen, ruft alle Verbindung mit mir auf, und fleht um Erlaubniß, Friederike'n beruhigen zu dürfen. Aber auch weinend ist

der Vater unerbittlich, meldet dem Sohne mit der Strenge eines Blutrichters, alle Veranstaltungen seyen schon dahin getroffen, daß Friederike ihm auf immer aus den Augen gerückt werde. Wie ein Wahnsinniger springt mein Freund auf. Er will die getroffenen Veranstaltungen auf der Stelle vernichten. Der Vater stellt sich ihm entgegen. Ein Auftritt, die ehrwürdigsten Gefühle der Menschlichkeit zu empören, wäre vielleicht zwischen Vater und Sohn erfolgt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Thür sich geöffnet hätte, und zwei Personen herein getreten wären, die mein Freund nicht erwartete. Dieß waren seine Mutter, eine gute Frau, die sonst bei häuslichen Verhandlungen nicht gehört wurde, und die Mutter Friederike'ns. Jene warf sich in die Arme ihres Sohnes, und diese überreichte ihm einen Brief. Mein Freund öffnete den Brief, las, las wieder, schwankte zurück. Friederike entsagte ihm schriftlich und förmlich. Sie begleitete diese

Entsagung mit dem Schwure, ihn nie wieder zu sehen, und mit der Versicherung, daß sie nun, und wenn er auch zu ihr zurück kehren wollte, doch nicht mehr durch ihn glücklich werden könne. Sie bath ihn, durch Gehorsam gegen seinen Vater, und durch Treue gegen seine neue Geliebte ihr den Trost zu gewähren, daß sie etwas gethan habe zu seinem Glücke und zum Wohl seines Hauses.

Eine Entsagung, wie diese, möchte es nun wohl nicht gewesen seyn, was die Gedanken meines Freundes wieder auf mich lenkte. Aber sie schlug in dem Augenblicke, da sie ihre erste Wirkung that, die Flammen des Ungestüms nieder, die mein Andenken in der Phantasie meines Freundes zu zerstören drohten. Er wurde gerührt und still. Sein Vater nahm das Wort. Er stellte ihm das Betragen Friederike'ns zum Beispiele vor; ihre Selbstüberwindung im Contrast mit seiner Schwäche. "Bis jetzt, sagte er, habe ich selbst in deiner Widersetzlichkeit

meinen Sohn erkannt. Ich habe selbst deinen Ungehorsam entschuldiget, weil ich dir die Gründe nicht entdecken konnte, warum ich in eine Verbindung zwischen dir und Friederike'n nicht einwilligen darf und nie einwilligen werde. Du hättest mir zutrauen sollen, daß diese Gründe sehr wichtig seyn müssen, weil sie mich so unerschütterlich bestimmen. Aber ich weiß, wie ungern man Gründe auf Glauben annimmt. Ich habe dich bedauert. Aus Irrthum bestandest du auf deinem Willen, wie ich aus genauerer Kenntniß der Umstände auf dem meinen. Du warst Einer Geliebten treu. Aber jetzt bist du der Versprochene zweier Bräute. Du kannst mir nicht mehr antworten, daß deine Leidenschaft unüberwindlich sey. Jetzt trifft der Wunsch deines Vaters mit Wünschen zusammen, die du mir selbst gestanden hast. Soll ich meinen Sohn wieder in dir erkennen, und nicht den unentschlossenen Schwächling, der heute so, und morgen anders will, so halte dein Wort wenig-

stens von Einer Seite! Mache dein Unrecht gut auf die einzige Art, wie du es noch kannst! Oder willst du durch deine Schuld die Zweite verlassen, wie du ohne deine Schuld die Erste verlassen mußt? Mich däucht doch, es ist ein Ring, was ich da an deinem Finger sehe!"

Es war ein Ring von meinen Haaren, in welchen die Erinnerung einer schönen Stunde geflochten war. So wie mein Freund, den jedes Wort seines Vaters getroffen hatte, die Augen auf diesen Ring warf, glühte, wie er sich ausdrückte, eine andere Kraft in seiner Seele. Er bath flehentlich, man möge ihn allein lassen. Man gewährte ihm seine Bitte. Er verschloß die Thür. Er nahm sich vor, nicht eher einen Fuß wieder hinaus zu setzen, bis er ganz mit sich einig sey, und dann seinen letzten Entschluß ohne weitere Prüfung auszuführen, es möge daraus entstehen, was da wolle.

Sie errathen schon, wohin dieser letzte Entschluß führte, da mein Freund wieder zu uns

kam. Einen Theil der Gründe, auf die er sich stützte, legte er mir vor, als er seine Erzählung geendigt hatte. — "Die Zweite verlassen durch meine Schuld, wie ich die Erste ohne meine Schuld verlassen mußte? Eine Therese verlassen, wenn sie sich entschließen kann, mein zu werden?" — Dieß waren seine Worte.

Dazu wird sie sich nicht entschließen! unterbrach ich ihn mit Heftigkeit.

Therese, sagte er, höre mich aus! Es ist freilich Liebe, was ich noch immer für Friederike'n fühle, aber nicht die Liebe, die ich fühlen müßte, wenn Friederike durch mich ein glückliches Weib werden sollte. Dich, dich bedarf ich zum Weibe, nicht sie. Und auch sie, — glaube mir's! ich kenne sie! — auch sie wird mich bald entbehren lernen, wenn sie sich nur überzeugt, daß nicht Geringschätzung mich von ihr entfernt hat. Davon wird sie sich überzeugen, so bald sie nur ein wenig ruhiger nachdenken wird. Sie hält Wort, sie mag Ja oder Nein gesagt haben. Sie ist

stolz genug, um mich jetzt entschlossen zurück zu weisen, wenn ich ihr auch selbst dich aufopfern wollte. Sie ist also auf jeden Fall für mich nicht mehr da. Sie steht meiner Liebe zu dir nicht mehr im Wege. Aber ich — stehe mir selbst im Wege, und bin nur für dich da. Therese! es ist nicht möglich, daß ich das Leben noch ertrage, ohne dich. Du allein kannst mich aussöhnen, mit mir selbst und mit meinem Vater. Wenn du mich verwirfst, werde ich mir ein Abscheu, und ehe ich das bleibe, flüchte ich mich aus dem Leben durch den ersten besten Ausgang. Mit dir traue ich mir zu, Friederike'n zu beruhigen. Sie wird deine Freundinn werden, wenn sie dich kennen lernt. Sie wird mir vergeben um deinetwillen. Therese! wenn du etwas thun willst, den Himmel zu verdienen, so nimm meine Hand an!

Er legte seine offene Hand in meinen Schooß. Er sah mir in's Gesicht, mit einer Miene, von der ich mich weg wenden mußte,

um nicht mich selbst und Alles zu vergessen. Ich zitterte, als ob ich mich zum Tode bereiten sollte. Ich wußte, was ich antworten mußte, aber ich konnte es nicht aussprechen. Muth, Liebe, Mitleid, Unwille, Verzweiflung, folgten einander so schnell in meinem Herzen, daß alle meine Empfindungen durch einander wirbelten. Schwindelnd stand ich auf. Mein Freund saß wie ein lebloses Bild, als seine Hand aus meinem Schooße fiel.

Kommen Sie, sagte ich. Führen Sie mich nach Hause! Sie sehen, daß ich mich kaum aufrecht halten, und Ihnen jetzt nicht antworten kann!

Er stand auf, und schwankte zu mir. Noch ein Mahl both er mir seine Hand. — "Sie können diese Hand fallen lassen? Therese, mich nicht retten? Auch wir uns trennen?"

Wir trennen uns heute noch nicht, sagte ich; und Sie geben mir Ihre Hand darauf,

nicht eher zu handeln, bis Sie mich ausgehört haben, wie ich Sie ausgehört habe.

So faßte ich seine Hand, schloß mich an seinen Arm, und zog ihn, so ermattet ich war, mehr mit mir, als ich von ihm geführt wurde. Mein Stillschweigen schien ihm Hoffnung einzuflößen. Ich gönnte sie ihm, so wenig ich Willens war, sie zu erfüllen. Ich übersah nicht eher die Weite des Sprunges, den ich jetzt nach der einen oder andern Seite wagen mußte, bis ich in meinem Zimmer allein war.

Du mußt handeln und helfen! sagte ein Gefühl zu mir, mit dem ich noch nie so vertraut geworden war. Dein Lauf ist zu Ende. Dein Glück ist dahin, welchen Weg du auch wählen magst. Aber du mußt handeln und helfen.

Wie? Ich sollte weniger thun, als die Verlassene, die mir Platz macht? Ein unschuldiges Opfer sollte ich bluten sehen an dem Altare meines Glücks? Das Glück, dessen ich

bedurfte, mußte mein Freund mir nicht nur geben; er mußte mir es willig und mit schuldlosem Herzen geben. Aber die Gabe eines zerrissenen Gewissens sollte ich annehmen? Wenn er in meinen Armen Betäubung fände, so sollte das mir genügen? Und wie lange würde seine Betäubung dauern? Bald würde er erwachen, von neuem vor sich selbst erschrecken, seine Empfindungen vor mir zu verbergen suchen, und eben dadurch noch unglücklicher werden. Der schönste Genuß, den ich von der Vereinigung mit ihm erwartete, ist unwiederbringlich verloren. Er, den ich liebe, kann mich nicht mehr glücklich machen!

Als ich dieß dachte und wieder dachte, da erst strömten die brennenden Thränen aus meinen Augen. Die Ueberzeugung, daß auch ich ihn nicht mehr glücklich machen könne, schmerzte mich nicht halb so tief.

Aber nun sah ich auch nach der andern Seite hin. Was aus mir wurde, wenn

ich meinem Freunde entsagte, war meine geringste Sorge. Aber was wurde aus i h m?

Hier standen meine Gedanken still. Daß er fähig war, seine Drohung gegen sich selbst zu erfüllen, konnte ich nicht bezweifeln. Seine Philosophie räumte ihm das Recht ein, sich selbst das Leben zu nehmen. Wir hatten öfter darüber disputirt. Und wenn ich durch meine Weigerung die Ursache seines Todes würde .... Ich mußte Luft schöpfen, um mich des Gedankens zu erwehren.

Ich sann und sann, und da ich nirgends Rettung sah, fiel mir auf Ein Mal der Spruch des Königs von Preußen ein, an den dieser außerordentliche Mann sich hielt, wenn er weder rathen noch helfen konnte. "Zeit gewonnen, heißt Alles gewonnen!" rief ich mir zu. Ein wunderbarer Muth erfüllte mich. Ich fühlte mich fähig, den Faden des Schicksals in meine Hände zu nehmen.

Unfähig, sogleich ein Rettungsmittel für meinen Freund zu finden, setzte ich mich mit einer Zuversicht, als hätte ich es gefunden, neben ihn zum Abendessen. Er horchte und merkte auf Alles, was ich sagte und that. Unvermerkt drückte ich ihm über Tische die Hand. Er erschrack fast vor Freude. So bald wir aber aufstanden, zog ich mich geschwind in mein Zimmer zurück. Ich war zu erschöpft, um länger mich selbst zu verläugnen. Durch Thränen mußte ich mir wieder Luft machen. Dann verfolgte ich, da doch der Schlaf weit von mir floh, die ganze Nacht hindurch die Frage: "Was willst du thun?" und ich fand endlich die Antwort: "Vor allen Dingen an Friederike'n schreiben." Dieses möglich zu machen, bedurfte ich von neuem Zeit. Und hätte es mir Leid thun sollen, daß die Vernunft selbst forderte, was mein Herz wünschte, den Geliebten, dem ich auf immer entsagen mußte, bis zur äußersten Frist zu behalten?

Des folgenden Morgens lud ich ihn ein, mit mir einen kleinen Gang in den Garten zu machen. Man gab uns alle Gelegenheit, allein beisammen zu seyn, weil man glaubte, daß wir uns entzweit hätten, und uns aussöhnen wollten. Ich hatte also Zeit, meinen Freund und mich durch ein zusammenhangendes Gespräch dahin zu führen, wo ich und er stehen sollten. Ich sagte ihm, daß mich sein ernsthafter Antrag überrascht haben seyn würde, auch wenn er mir ein freies und unbekümmeres Herz angebothen hätte. Um so weniger könne ich ihm eine entscheidende Antwort auf der Stelle geben, so wie die Sachen wirklich ständen. Er möchte mir die Zeit der Ueberlegung gönnen, die sogar strenge Väter ihren willenlosen Töchtern nicht zu verweigern pflegten. Einen Mann lieben, und einen Mann gern heirathen, sey, meinem Gefühl nach, gar nicht so ganz einerlei, als die meisten Mädchen glaubten. Ich wenigstens möchte Gattin nicht des Mannes seyn, der durch mich das

Glück nicht finden würde, das er suchte und bedürfte.

Auf diese Einleitung folgten von seiner Seite Protestationen und Betheurungen, die mich nicht überraschten. Auch widersprach ich ihm nicht. Aber ich nahm den Augenblick wahr, einen überzeugenden Beweis seiner Liebe zu fordern, und dieser war, daß er wenigstens vier Wochen bei uns zubrächte, ohne mir eine letzte Antwort abzudringen. Nicht ohne Mühe brachte ich ihn dahin, diesen Tractat mit mir zu schließen. Als wir endlich darüber einig waren, zog ich nähere Erkundigung über die Familie Friederike'ns ein. Ich erfuhr, was mir zu wissen nöthig war. Nicht mit leichtem Herzen, aber doch mit einer Miene, als ob wir Eines Weges zu Einem Ziele gingen, kehrten wir zur Gesellschaft zurück.

Ich will Sie nicht aufhalten mit den Particularien meiner Unternehmung, die auf nichts Geringeres zielte, als meinen Freund wieder mit

seiner Friederike zu vereinigen. Durch einen Briefwechsel zwischen mir und ihr lernte ich eins der wenigen Wesen kennen, die ich im engern Sinn als meines gleichen liebe. Es schmeichelte mir, daß selbst eine Solche mir nachstehen sollte, wenn es nach dem Willen meines Freundes ginge. Ich überzeugte mich, weil ich seine Anhänglichkeit an das Gute und Schöne kannte, daß nichts ihn würde vermocht haben, eine Solche fahren zu lassen, als eine Leidenschaft, die mein Bild in seiner Phantasie höher stellte, als es zu stehen verdiente. Der Werth des Opfers, das er mir brachte, war mir ein köstlicher Beweis seiner Liebe. Dieses Beweises bedurfte ich, um meinen Muth zu stärken. Aber ich fand auch in ihm eine neue Verpflichtung, ein Unrecht gut zu machen, das um meinetwillen begangen war. Die Ausführung meines Entschlusses war kein Verdienst mehr. Nahm ich die Hand meines Freundes an, so fiel ich eben dadurch vor seinen Augen von der Höhe herab, auf die

er mich über eine Andere gestellt hatte, die er nur deßwegen verließ, weil er mich so hoch stellte. Ich mußte ihm also entsagen, weil er mich zu lieben aufhören mußte, so bald ich sein wurde. Alle diese Gründe meines Entschlusses setzte ich Friederike'n aus einander. Mein Freund ahndete nicht, daß ich und seine Verlassene disputirten, wer ihn sich von der Andern sollte schenken lassen. Das Ende dieser Disputation war ein Vergleich, den ich in Vorschlag brachte. Wir wurden einig, uns gemeinschaftlich des Mannes anzunehmen, der um unserntwillen unglücklich war. Wir Beide wollten ihn dahin bringen, zur Buße für sein Unrecht auf uns Beide Verzicht zu thun, und als Hagestolz sich mit unserer Freundschaft zu begnügen. Wenn aber Eine von uns vor dem dreißigsten Jahre sterben sollte, so sollte er verpflichtet seyn, der Ueberlebenden seine Hand zu biethen, und die Ueberlebende sollte ohne Weigerung diese Hand annehmen.

Als unser Tractat abgeschlossen war, legte ich ihn, nebst der ganzen Correspondenz, die ihn veranlasset hatte, meinem Freunde vor. Er stand wie versteinert. Ich mußte ihm vorlesen, was zur Sache gehörte. Er selbst vermochte nicht, es aus den Briefen heraus zu finden. So bald er aber seiner selbst wieder mächtig wurde, überströmte er mich mit einer Beredsamkeit, gegen die ich nicht hätte Stand halten können, wenn ich seinen Schlüssen die meinigen hätte entgegen stellen wollen. Aber ich ließ seine Einwendungen unbeantwortet. Ich berief mich auf mein Gefühl. Wenn er, sagte ich, den vorgelegten Vergleich nicht genehmigte, nicht die Pflichten, die ihm darin auferlegt wurden, eidlich zu befolgen gelobte, so sey die Achtung, die ich für ihn fühle, unwiederbringlich verloren. Daß ich ihn nicht länger lieben könne, wenn ich aufhören sollte, ihn zu achten, hätte ich nicht nöthig, ihm zu beweisen. Noch ein Mal suchte er Ausflüchte. Ich hörte auf keine. Zuletzt bath er um

Bedenkzeit. Ich gewährte ihm drei Tage. Nach Ablauf dieser drei Tage, die mit allen ihren Schmerzen zu den schönsten meines Lebens gehören, erneuerten wir unsere Disputation mit den alten Gründen. Er wollte sich durchaus nicht unterwerfen. Sogleich stimmte ich gegen ihn einen andern Ton an. So traulich und warm, als ob wir unzertrennlich vereinigt wären, ich mich in den drei letzten Tagen an ihn geschlossen hatte, so kalt und vielleicht beleidigend ließ ich ihn jetzt seinen Weg gehen. Daß er in diesem Zustande Hand an sich selbst legen würde, dafür war mir nicht bange. Ehe zwölf Stunden vergingen, kam er auch schon zu mir wie ein Büßender. Er willigte ein, blindlings zu thun, was ich für gut finden würde. Ich nahm ihm sein eidliches Gelübde ab.

Künstlich und glücklich hatte ich mein Werk so weit gefördert. Mein Freund und Friederike, die ich nun auch meine Freundinn nennen konnte, glaubten es sey vollendet. Aber welch ein Stüm-

perwerk wäre es dann gewesen! Ein Gewebe von Täuschungen, das sich selbst hätte auflösen müssen. Wie konnte mein Freund, wenn er wirklich mehr als Freundesneigung für mich fühlte, mich noch länger und öfter sehen, und sein Wort halten? Was hatte ich gewonnen, wenn Friederike, deren Achtung ich um keinen Preis verscherzen wollte, in mir die capitulirende Nebenbuhlerinn sah? Und die Erfüllung meiner geheimen Wünsche sollte auf den Tod einer Freundinn berechnet seyn? So tief zu sinken, hatte ich keiner schwesterlichen Hand zur Stütze bedurft. Noch ein Mal wiederhohlte ich mir den Beweis, daß mein Freund nie mein Gatte werden dürfe; und ich eilte, zu vollenden, was ich angefangen hatte.

Es kam mir zu Statten, daß mein Vormund von selbst den Gedanken gehabt hatte, mich für vollbürtig erklären zu lassen, ob ich gleich noch nicht volle zwanzig Jahr alt war. Ich wurde dadurch unabhängige Eigenthümerinn

eines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Durch die Vermittelung einer Bekannten wurde es mir nicht schwer, gegen Versicherung auf meine Güter Summen geliehen zu erhalten, von denen ich bis an meinen Tod leben konnte. Diese Summen setzte ich nach und nach gegen Wechselbriefe um. Während ich diese Geschäfte im Stillen betrieb, prüfte ich, nicht minder im Stillen, die Treue des einzigen Menschen, dem ich mich anvertrauen zu können glaubte. Es war ein alter Bedienter meines Vaters, von Geburt ein Schweizer, derselbe, der jetzt als Wächter den Eingang meines Schloßhofes bewacht, und dieses Amt durchaus gegen kein bequemeres vertauschen will. Ich kannte seine Anhänglichkeit an mich, wie seine Verschwiegenheit. Leicht zog ich ihn in mein Interesse, da ich ihm sagte, daß geheime Ursachen mich nöthigten, ohne Wissen meiner Familie und irgend eines Menschen ganz allein eine Reise in sein Vaterland, die Schweiz, zu machen. In unserm Hause fiel es Niemanden

ein, zu vermuthen, daß ich mich zur Flucht bereitete. Mein Freund blieb noch immer bey uns. Er hoffte, durch sein wiederhohltes Bitten von dem unnatürlichsten und zwecklosesten aller Gelübde, wie er es nannte, erlöset zu werden. Statt der Antwort gab ich ihm unverbothene Beweise meiner Liebe. Bis auf den letzten Augenblick wollte ich fühlen, daß er mein war.

Der letzte Augenblick mußte endlich kommen, wenn ich mir nicht mit Allem, was ich gethan hatte, um ihn einzuleiten, als die traurigste Thörinn erscheinen wollte. Ich möchte nicht mehr unternehmen, zu beweisen, daß in meinem ganzen Plane Weisheit war, aber ich glaubte damals, es beweisen zu können. Alle meine Empfindungen waren erhöht. Meine Phantasie spielte zum Theil die Rolle des Verstandes. Weise oder thöricht; ich that, was ich glaubte, thun zu müssen.

Mein treuer Schweizer hatte seine Geschäfte so gut besorgt, daß ich fliehen konnte, so bald

ich wollte. Ich schlich um den Abgrund herum, den ich für mich selbst gegraben hatte. Wenn ich so lange in seine Tiefe nieder blickte, bis mir schwindelte, lehnte ich mich an meinen Freund, und stürzte mich nicht hinunter. Endlich waren die Briefe, die ich hinterlassen wollte, geschrieben, und der Wagen zur Flucht bestellt. Die Briefe enthielten Unwahrheiten. Aber die Wahrheit hatte mich verlassen, als ich ihrer bedurfte. Ich wollte meinen Freund und meine Familie überreden, ich habe meinen Tod in der Donau gesucht. Durch diesen Betrug wollte ich den Geliebten zweier Bräute zu der ersten zurück führen, der er, seinem Gelübde gemäß, nach meinem Tode allein angehörte.

Es war ein heiterer Sommerabend im August. Den ganzen Tag hatte ich meinen Freund nicht aus dem Gesichte verloren. Zum ersten Male bestellte ich selbst bei ihm eine Zusammenkunft nach dem Abendessen im Park unseres Gartens. Er war außer sich vor freudigem Erstaunen.

Mein Vormund war nach der Stadt verreiset. Mein Bruder und eine alte Tante machten die ganze Gesellschaft mit uns aus. Wir gingen aus einander, so bald wir vom Tische aufstanden, mein Freund, wie er sagte, um noch einen Gang im Dunkeln zu machen, und ich auf mein Zimmer. Hier fand mich mein alter Schweizer, dem ich mein Juwelenkästchen übergab. Einige unentbehrliche Kleidung, und was ich mit mir nehmen wollte von Papieren, Büchern, Musicalien und anderen Sachen, an denen Erinnerungen hingen, waren durch denselben treuen Diener schon nach und nach fortgeschafft worden. Den größten Theil meines Vermögens trug ich in Wechselbriefen bei mir. Dann legte ich die Briefe, die ich hinterlassen wollte, in meinem Schreibtische zurecht, küßte die Thür meines Zimmers, und eilte die Treppe hinunter in den Garten, wo mein Freund mich erwartete.

Zum letzten Male umarmte ich meinen Freund. Wenn er gewußt hätte, warum meine Thränen

sein Gesicht netzten, er möchte wohl nicht so folgsam meinem Befehle gehorcht haben, als ich ihn gehen hieß. Ich rief ihm das letzte Lebewohl nach. Er wollte umkehren. Ich winkte ihm, zu eilen. Er verschwand.

Betäubt lief ich die Terrasse hinab, warf meinen Hut und mein Schnupftuch an das Ufer der Donau, lief weiter, und kam athemlos und halb todt an der Stelle an, wo der Wagen hielt, den mein Schweizer von Augsburg bestellt hatte. Ich stieg ein. Der Kutscher, der weder von meinem Nahmen noch von meinem Wohnort etwas wußte, jagte mit seinen raschen Pferden der Heerstraße nach. Mein Loos war gezogen, und ich in der Gewalt des Schicksals.

Von meinen Empfindungen sage ch Ihnen nichts mehr. Ich blieb unter fremdem Nahmen einen Tag in Augsburg, und ließ mir einige meiner Wechsel auszahlen im Nahmen einer dritten erdichteten Person, an die ich sie, als an

meine Ordre, weiter ausgestellt hatte. Mein Schweizer besorgte alle meine Geschäfte, so daß ich nicht nöthig hatte, mich selbst zu zeigen. In Augsburg nahm ich Postpferde. Ich reisete weiter bis Schafhausen, so schnell, als es meine Kräfte ertrugen, und von da durch die Schweiz nach Genf. Unter meinem schwarzen Schleier wurde ich nirgends erkannt. In Genf erfuhr ich durch ein Kammermädchen, das ich in Augsburg angenommen hatte, die Geschichte einer Unglücklichen, die sich aus Verzweifelung, weil sie von ihrem Geliebten verlässen war, in den Rhon gestürzt hatte, und zu ihrem Schmerze gerettet war. Sie war arm, wie ich hörte, aber von hellem Verstande und gebildeten Sitten. Es gelang mir, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich erwarb an ihr meine Leonore. Durch sie kam ich mit der dortigen Welt so nahe in Verbindung, als es nöthig war, um das alte Schloß zu kaufen, das damahls ausgebothen wurde. Ich legte die Einsiedelei an, wo ich nun seit

zwei Jahren wie im Grabe wohne. Werden Sie mir glauben, daß ich in diesen zwei Jahren noch keinen Versuch gewagt habe, Nachrichten von meinem Freunde einzuziehen? Ich durfte es nicht wagen, ohne den Zweck meiner Entfernung aufs Spiel zu setzen. Mein Schweizer, der mich gewiß nicht verräth, so lange er unter meinen Augen ist, könnte leicht auf andere Gedanken gerathen, wenn er Jemanden von meiner Familie wieder erblickte. Aber ich gestehe Ihnen auch, daß ich die Ungewißheit, die mit jedem Tage drückender auf mir liegt, kaum noch ertrage. Vielleicht wissen Sie mir ein Mittel anzugeben, wie ich, ohne mich zu verrathen, Nachrichten von Hause erhalten kann. Meine Besinnung ist dahin. Ich kann nicht mehr denken; ich fühle nur noch. Ich erscheine mir selbst wie ein Gespenst, das über Gräbern wankt. Ich lebe nur noch in der Hoffnung, bald ausgelebt zu haben. Könnte ich mich überreden, daß ich wie eine romantische Thörinn ohne Grund und

Nutzen mich aufgeopfert hätte, so erreichte ich vielleicht noch früher mein Ziel.

Die Einsiedlerinn, ermüdet durch ihre Erzählung, lehnte sich matt zurück. Die Fremde fiel ihr um den Hals. Umschlungen hielten sich Beide in schwesterlicher Traulichkeit.

Nein, rief die Fremde, Sie müssen nicht mehr in der Hoffnung leben, bald ausgelebt zu haben. Einer süßeren Hoffnung müssen Sie vertrauen. Sie werden noch einmal glücklich werden, und ich mit Ihnen!

Die Einsiedlerinn richtete sich betroffen auf. Sie mit mir? Also hängen unsere Schicksale zusammen?

Freundlich erwiederte die Fremde: Wenigstens unsere Herzen. Alles, was Ihnen von meiner Geschichte merkwürdig seyn kann, sollen Sie erfahren. Aber ich möchte aus wichtigen Gründen nicht in meiner Erzählung abbrechen, und um sie zu endigen, bedarf ich noch eines Briefes, den ich täglich erwarte. Ich habe auf

der Post schon Ordre gegeben, daß er hierher bestellt werden soll. Wollen Sie mich bei sich behalten bis dahin?

Freundinn! sagte die Einsiedlerinn bedeutend und ängstlich. Sie kennen mich! Wenigstens dem Nahmen nach! Gestehen Sie nur, daß Sie mich kennen, und daß Sie etwas vorhaben, das, — ich weiß nicht, aber . . . O, wenn Sie an mir zur Verrätherinn werden könnten . . . .

Erneuerte Betheurungen des schwesterlichen Vertrauens endigten bald den kleinen Zwist. Aber die Einsiedlerinn so wenig, als die Fremde, konnten die Unruhe verbergen, die sie von nun an fühlten, so oft ihre Blicke zusammen trafen. Die Fremde versicherte, der erwartete Brief müsse nothwendig in den ersten Tagen kommen, und die Einsiedlerinn begriff nicht, warum die Räthsel, die dieser Brief auflösen sollte, nicht vor seiner Ankunft als Räthsel vorgelegt werden dürften.

Zwei Tage waren so vorüber gegangen. Man war im Begriffe, sich zum Mittagsessen zu setzen, als die Bothschaft ankam, ein Wagen mit vier Postpferden halte vor dem Thore. Ein fremder Herr verlange die Dame des Schlosses zu sprechen.

Brennend fuhren die Blicke der Einsiedlerinn gegen die Fremde. Aber diese sprang jauchzend auf, und rief: Er ist's! Mein Bruder! Mein Bruder! Macht sogleich auf!

Nicht so geschwind! fiel die Einsiedlerinn blaß und zitternd ein. Sie hielt die Fremde am Arme. Haben Sie ein Recht, meine Gastfreundschaft so zu erwiedern?

Ja, das hab' ich; ein heiliges und unwidersprechliches Recht. Wir sind glücklich, glücklich! Sie, meine Freundinn, und ich mit Ihnen! Ich, Ihre Schwester, die Sie gerettet haben! Ihre Friederike!

Die Fremde sprach kaum das Wort aus, als die Einsiedlerinn ohnmächtig in ihre Arme sank.

Verwirrung verbreitete sich durch das ganze Schloß. Der Fremde schickte noch ein Mal. Er verlangte, eiligst eingelassen zu werden. Leonore, die eilig herbei gesprungen kam, rannte wehklagend zurück, um Mittel zur Ermunterung der Ohnmächtigen zu hohlen. Die Domestiken weigerten sich, Friederike'ns Befehlen zu gehorchen, bis ihre Gebietherinn sich so weit erhohlte, daß sie sagen konnte, man solle dem Fremden das Thor öffnen.

Es war also Friederike, dieselbe Friederike, der die Einsiedlerinn das große Opfer gebracht hatte, die jetzt sie in ihren Armen hielt, als der Fremde herein trat, der denn auch kein Anderer, als der oft genannte Freund der Einsiedlerinn war.

Die Einsiedlerinn, kaum athmend in den Armen ihres Freundes, verstand ihn noch nicht. Sie traute ihren noch halb verschlossenen Sinnen nicht, als er Friederike'n seine Schwester nannte. Wie ist es möglich? war ihre einzige

Frage. Diese zu beantworten, war Friederike'ns Geschäft.

Der Vater Belmont's, — wir wollen Therese'ns Freund so nennen, weil sein Familiennahme nicht zu dieser Geschichte gehört, — war mit aller seiner feierlichen Strenge nicht genug Herr seiner selbst gewesen, eine verbothene Neigung zu unterdrücken, die er für Friederike'ns Mutter fühlte. Seine unglückliche Leidenschaft hatte Gehör gefunden. Friederike war unbezweifelt seine Tochter. Ihr Gesicht würde schon bewiesen haben, daß sie es war, wenn eine Aehnlichkeit, die anfangs mancherlei Gespräche veranlaßte, nicht von ihrer Mutter als eine Familien-Miene erklärt worden wäre; denn die Mutter Friederike'nr war die Tochter der Großtante des Mannes, dem Friederike ähnlich sah. Ob das Publicum sich mit dieser genealogischen Erläuterung begnügt hat, ist nicht bekannt geworden. Belmont hatte dabei nie an etwas Anderes, als an eine Verwandschaft der Seelen ge-

dacht. Auf seinem Sterbebette wollte sein Vater das Geständniß schriftlich hinterlassen, das er auszusprechen sich nie hatte entschließen können. Es war in dem Packet enthalten, das er seinem Sohne schon einmal überreichte, und bei seiner Genesung wieder abnahm.

Therese'ns Flucht hatte, was Jedermann, außer Therese'n, voraus sagen konnte, nichts weniger als ihren Zweck erreicht. Man glaubte nur kurze Zeit an ihren vorgeblichen Tod. Die Berichte des Kaufmanns, bei dem sie in Augsburg ihre Wechsel gezogen hatte, bewogen ihren Freund, sie unter den Lebendigen aufzusuchen; aber irrige Berichte führten ihn zwei Jahre umher. Seine erschütterte Gesundheit herzustellen, war er nach den Hierischen Inseln bei Marseille gereiset. Unterdessen wurde sein Vater wieder tödtlich krank, und hinterließ, als er starb, das wichtige Packet an Friederike'n. So bald Friederike sich von der Ueberraschung erhohlt hatte, reisete sie in Gesellschaft ihrer Mutter

ihrem Bruder nach. Von Bern, wo ihre Mutter ruhen wollte, reisete sie mit andern Bedienten, die der Französischen Sprache mächtig waren, allein weiter. Sie nannte sich Madame Friedberg, damit Belmont nicht etwa von ihrer Ankunft hören, und ihr ausweichen möchte. Als der Zufall sie mit Therese'n vereinigt hatte, wollte sie sich ihr vor der Ankunft ihres Bruders nicht entdecken, damit die ungläubige Schwärmerinn nicht den aufgelöseten Knoten von neuem schürzte. Und wer wollte sich in solchen Fällen nicht auch die Freude der Ueberraschung gönnen?

In Lion empfing Belmont die Hand seiner Therese am Altare. Beide lebten noch einige Monathe in der Einsiedelei. Dann gingen sie nach Deutschland zurück, um Wirklichkeit und Erinnerung nicht mehr bloß im Nachbilde zu vereinigen.

Graf Lilienstein

oder

Der Leichtsinn in der Klemme.

Eine komische Novelle.

Graf Lilienstein

oder

Der Leichtsinn in der Klemme.

Graf Lilienstein ging im Hofgarten rechts; der Assessor von Lostitz ging links. Beide waren mit einander im Gespräch begriffen gewesen. Beide hatten zu gleicher Zeit durch geheime Bestellung im Hofgarten etwas eingehändigt erhalten. Es waren kleine Sendschreiben, die jeder für sich lesen zu müssen glaubte.

Am geschwindesten schien Graf Lilienstein zu lesen. Er that überhaupt nicht leicht etwas langsam. In ihm hatte die Natur alle Elemente des Leichtsinns und der Gutmüthigkeit so durch einander gemischt, daß man ihm nicht ohne Ursache die heillosesten Streiche und die edelsten

Entschließungen, aber im Grunde so wenig etwas Gutes, als etwas Böses, zutrauete. Zu seinem Glücke war er noch jung; zu seinem Unglücke schön, geistreich, und Lieutenant bei der Garde. Er hatte wenig Kenntnisse, aber viel Lectüre, und noch mehr Talent, Alles, was er gelesen, auf eine witzige Art zu benutzen. Sein liebster Umgang waren der Assessor von Lostitz, und der Schauspieler Frank vom Hoftheater.

Der Assessor von Lostitz, der mit seinem Billet in die Buchenallee links fort schritt, während der Graf Lilienstein in das Bosquet rechts verschwand, wollte ungefähr seyn, was Lilienstein war. Er hatte mehr Verstand, als Witz; aber er gefiel sich nur in witzigen Einfällen. Er war empfindsam, und spottete über die Empfindsamkeit. Das Schöne zog ihn lebhaft an, aber das Interessante noch mehr. Aus Liebe zum Interessanten, copirte er denn auch ein wenig den Charakter und die Manieren Liliensteins, aber doch ohne auffallende Affectation. Er war

im Grunde ein Schwärmer, der das leichtsinnige Genie spielte. Aber auch nur in dieser Rolle nahm er es mit seinem Gewissen nicht genau. Uebrigens konnte man auf ihn rechnen. Sein Aeußeres empfahl ihn nicht merklich beim ersten Eindruck; aber es nahm für ihn ein, wenn man ihn näher kennen lernte.

Nach einer Trennung von nicht viel länger, als fünf Minuten, trafen beide Freunde am andern Ende des Hofgartens wieder zusammen. Lostitz hielt sein Billet in der Hand. Lilienstein hatte das seinige zu sich gesteckt.

Freund, sagte Lilienstein, mich dünkt, dein Gesicht ist bei der einsamen Promenade etwas länger geworden.

Und das deinige indessen nicht kürzer; sagte Lostitz. Darf ich wissen —

Graf Lilienstein verzog einige Mienen.

Gut, sagte Lostitz lachend; ich will nichts wissen. Ich will dir meinen geheimen Kummer

noch zu dem deinigen abtreten. Thu' mir die Liebe, und beantworte für mich dieses Billet!

Ohne es gelesen zu haben? fragte Lilienstein.

Merke auf! Es hört mich doch niemand außer dir? Ich will es dir recitiren; sagte Lostitz. Er las:

"Sie mahnen mich, Herr von Lostitz, um den Dank der Liebe. Was hätte ich Ihnen denn eigentlich zu verdanken? Sie fordern Lohn; und ich meinte, Sie liebten mich unentgeltlich. Da Sie indessen auf Abrechnung dringen, so ersuche ich Sie, der richtigen und genauen Specification Ihrer Seufzer und Thränen, so viel deren auf meine Rechnung zu stehen kommt, die gewöhnliche Taxe beyzufügen. Da ich weiß, wie wenig Ihre Thränen und Seufzer Ihnen kosten, so möchte ich gern genau wissen, wie viel sie werth sind."

Hätte Lostitz nicht, während er las, nur auf das Papier geblickt, so würde er mit nicht ge-

ringer Verwunderung bemerkt haben, daß Lilienstein beim dritten Worte des recitirten Billets zurückfuhr, beim vierten roth, beim fünften blaß wurde, und so lange die Farbe wechselte, bis er wieder wie vorher aussah, als Lostitz fragte:

Und du lachst nicht?

So möchte ich mich selbst fragen; sagte Lilienstein. Aber die Sache ist nun einmal, wie sie ist. Es geht mir nicht besser, als dir.

— Aber du beantwortest doch für mich dieses höfliche Schreiben?

Wenn ich soll.

— Auf meine Gefahr. Ich überliefere dir hier das Billet auf Discretion. Du setzest die Antwort auf. Ich schreibe sie dann buchstäblich ab, und schicke sie an die Behörde.

Mit diesen Worten drehte er sich lachend um, ließ seinen Freund stehen, und eilte davon.

Lilienstein stand noch einige Minuten unbeweglich. Endlich schlug er sich vor die Stirn. Toll genug, sagte er zu sich selbst, ist dieser

Scherz; aber es muß darum doch kein Ernst daraus werden.

Er zog den Brief wieder hervor, den er selbst bekommen hatte. In dem Augenblicke bemerkte er, daß sein Vertrauter, der Schauspieler Frank, dicht hinter ihm stand. Unvergleichlicher Freund, rief er ihm zu, Sie haben mich auf der That ertappt. Sie haben gesehen, daß ich philosophire. Denn welcher gescheite Mensch stände sonst so unter freiem Himmel mit zwei identischen Zetteln?

Identischen Zetteln? wiederhohlte Frank spöttelnd. Diese Formel läßt mich allerdings vermuthen, daß Ihre Gedanken einen neuen Weg einschlagen.

Ganz so schlimm, sagte Lilienstein, stehn die Sachen denn doch noch nicht. Aber vernehmen Sie etwas ganz Neues von Schlangenwegen und Irrwegen. Sie wissen doch noch, daß ich die Comtesse G * gern sehe?

Und Fräulein Lostitz nicht minder; sagte Frank.

Jetzt nichts von Mehr und Minder; sagte Lilienstein. Wir müssen erst von neuem addiren, ehe wir wieder subtrahiren können. Hören Sie also etwas Außerordentliches. Lostitz weiß, daß ich in gutem Vernehmen mit seiner Schwester stehe. Aber ich wußte kein Wort davon, daß er mit meiner zweiten Freundinn, der Comtesse Amalie von G**, ungefähr in eben so gutem Vernehmen steht; und er weiß noch in diesem Augenblicke nicht, daß wir Nebenbuhler sind, nachdem ich es so eben durch ihn erfahren habe. Dieß ist der Anfang der Verwickelung. Nun merken Sie wohl auf, und verlieren Sie den Faden nicht. Gestern schicke ich an die Comtesse ein geheimes Bittschreiben ab. Sie können schon denken, was darin stand. Ein ähnliches Bittschreiben muß ungefähr um dieselbe Zeit mein Freund Lostitz abgeschickt haben. Sympathetisch finden wir uns vor einer guten Viertelstunde hier im Garten zusammen. Da

kommen, fast zu gleicher Zeit, zwei geheime Boten, einer an mich, der andere an meinen Freund Lostitz. Beide Boten schienen einander völlig fremd zu seyn. Jeder lieferte ehrerbietig sein Briefchen ab, und ging wieder seines Weges. Ich lese mein Briefchen; Lostitz lieset das seinige. Wir begegnen einander wieder. Lostitz, der seinen Verdruß durch einen verwegenen Scherz niederschlagen will, bittet mich, den Brief, den er erhalten, für ihn zu beantworten. So bin ich denn jetzt im Besitze zweier Briefe, die von derselben schönen Hand geschrieben sind. Vergessen Sie nicht, daß der eine an mich, der andere an Lostitz gerichtet ist. Und nun lassen Sie uns den Inhalt vergleichen.

Graf Lilienstein gab den einen Brief zum Nachlesen an Frank. Den andern trug er vor.

"Sie mahnen mich" —

"Mahnen mich;" wiederhohlte Frank, als ob ihm etwas dictirt würde. Aber er konnte

vor Lachen kaum fortfahren, als Lilienstein fortfuhr:

"Herr von Lostitz" —

Denn, abgerechnet diese drei Wörter, an deren Stelle in dem andern Schreiben "Herr Graf" stand, lauteten beide Briefe, Satz für Satz und Wort für Wort, einander vollkommen gleich.

Es ist Schade, sagte Frank, daß wir jetzt nicht auf dem Theater stehen. Was für eine nette Comödie aus dem Stegreif könnte dieß geben! Aber wie denken Sie zu antworten?

Wie es sich gehört; sagte der Graf. Wir Beide, ich und Lostitz, sind von der übermüthigen Dame mit einem und demselben Körbchen beschenkt. Sie muß nun auch einen und denselben Empfangschein doppelt erhalten. Lostitz aber muß nicht eher erfahren, was vorgefallen ist, bis sich das Lustspiel der letzten Scene nähert. Er muß die Antwort, die ich aufsetzen will, abschreiben und in seinem Nahmen abschicken, ohne von der meinigen etwas zu ahnden.

Die Dame muß glauben, von uns Beiden verrathen zu seyn. So muß sich der Knoten erst recht schürzen, wo er sich zu lösen scheint. Nun, Freund? Hängt Alles zusammen, wie es soll?

Unverbesserlich; sagte Frank. Aber lieber Graf, Sie sprechen von dem Scherze so ernsthaft, so heftig! Der kleine Wurm der Eifersucht nagt doch ein wenig!

Possen! sagte Lilienstein. Es thut mir nur Leid um den guten Lostitz, der gegen die Weiberlaunen nicht so verwahrt ist, wie ich. Aber wer in dieser Schule nichts lernen will, der bleibt in allen ein Schüler. Unsre schönen Frauen und Mädchen sind so cultivirt geworden, daß ihnen jeder treue Schäfer lange Weile macht. Wer sie aber, mit Anstand und in Ehren, ein wenig neckt und ein wenig betriegt, von dem können sie sich nicht losreissen. Wer Eine Geliebte gewiß haben will, der habe wenigstens noch ein Paar aufs Ungewisse dazu.

Und dann, sagte Frank, setzt man sich zwischen zwei Stühlen gewöhnlich —

Auf einen dritten; sagte Lilienstein.

Das wäre denn Ihre Theorie, lieber Graf; sagte Frank. Und was die Praxis betrifft —

So gehe ich heute Abend zu Fräulein Lostitz; sagte Lilienstein.

Um auch da Ihren Stuhl besetzt zu finden? fragte Frank.

Herr, wie verstehen Sie das? fragte der Graf schnell.

Frank, ohne aus der Fassung zu gerathen, erzählte ihm mit neckender Ruhe, er habe vor wenigen Stunden von dem Hauptmann von Schleberg selbst gehört, daß dieser unbescholtene Mann sich um die Hand des Fräuleins von Lostitz bewerbe; daß er schon seit mehreren Wochen mit ihr im Briefwechsel stehe; und daß der Fortgang, den die geheimen Verhandlungen ge-

habt, bis auf einen gewissen Punkt, den Wünschen des Hauptmanns ganz gemäß sey.

Und wie nennt sich jener gewisse Punkt? fragte Lilienstein.

Im Französischen Point d' Honneur, sagte Frank. Sie wissen, denk' ich, daß der Hauptmann vor noch nicht langer Zeit Händel mit dem Assessor gehabt hat. Dieser hegt seitdem, wie Ihnen auch nicht unbekannt ist, einen heftigen Groll gegen Schleberg. Lostitz vermag, wie Sie ebenfalls wissen, Alles über seine Mutter, und Vieles über seine Schwester. Schleberg hat sich deßhalb an mich gewandt, um sein Anliegen Ihnen, lieber Graf, bestens zu empfehlen.

Der Graf lachte, und stampfte mit dem Fuße. Mir? rief er. Ich soll Freiwerber für einen Nebenbuhler werden?

Für den Hauptmann von Schleberg; sagte Frank. Der wackere Mann hat zu Ihnen das größte Vertrauen gefaßt; und von meiner Per-

son muß er auch nicht übel denken, weil er mich ausersehen hat, die Sache bei ihnen einzuleiten. Er wünscht, Sie noch heute Abend, wenn es seyn kann, auf einen Augenblick allein zu sprechen. Denn er hat noch ein specielles Anliegen für heute Abend.

Frank lächelte. Der Graf sah ihn groß an, und fragte nicht. Frank berichtete also weiter. Der Hauptmann von Schleberg, sagte er, hat heute Abend um neun Uhr ein kleines Rendezvous mit Fräulein Henriette. Da er ein Mann von Ehre ist und die solidesten Absichten hat, so findet er bei dieser Traulichkeit nichts Bedenkliches. Eben deßwegen aber wünscht er, in der zweckmäßigen Unterhaltung, der er entgegen sieht, nicht unzweckmäßig gestört zu werden. Er deponirt daher einen Theil des Lostitzischen Hausfriedens und künftigen Familienglücks in Ihre Hände, lieber Graf, indem er Sie förmlich ersuchen läßt, den Assessor, Ihren Freund, heute Abend von neun bis zehn

Uhr auswärtig zu beschäftigen. Er will Ihnen für diesen Liebesdienst alle ersinnliche Dankbarkeit in den Grenzen der Ehre beweisen. Aber da kommt er ja selbst.

Graf Lilienstein hatte nicht so viel Zeit zum Besinnen, daß er hätte antworten können. Der Hauptmann von Schleberg kam wirklich die große Allee herauf gegangen.

Der erste Theil des Gesprächs zu Dreien, das unter diesen Umständen leicht angeknüpft wurde, bedarf keiner Wiederhohlung. Aber der zweite Theil desselben Gesprächs schlang einen neuen Knoten in den Faden der geheimen Angelegenheiten des Grafen Lilienstein. Verdrießlich und übermüthig in gleichem Grade, glaubte der leichtsinnige Mensch, vor allen Dingen Rache an den beiden jungen Damen nehmen zu müssen, die ihm doch nur das Spiel vergalten, das er mit ihnen trieb. Aber die Rache sollte komisch seyn. Auf Henrietten von Lostitz war er, ohne selbst recht zu wissen, warum? un-

williger, als auf die Comtesse Amalia von G**, die er doch weit ernsthafter liebte. Er versprach also dem Hauptmann, der nichts Arges ahndete, was dieser gutmüthige und brave, in Intriguen wenig bewanderte Mann nur wünschte. Er versprach ihm sogar, ihn um neun Uhr, wenn der Assessor Lostitz hinlänglich beschäftigt seyn sollte, in eigener Person zu Henrietten zu begleiten, und um aller Sicherheit willen, weil er doch ein alter Freund vom Hause sey, vorher das Haus zu recognosciren. Der Hauptmann nahm das Anerbieten mit Dank an.

Aber, um des Himmels willen! in welche unnöthigen Händel verwickeln Sie sich? sagte Frank, nachdem sich der Hauptmann wieder entfernt hatte, und der Graf, in sich gekehrt, und in sich lachend, da stand.

Gleichviel! sagte der Graf. Das Schlimmste, oder das Lustigste, bey der Sache ist nur, daß ich selbst gerade um neun Uhr diesen Abend ein kleines Rendezvous habe.

Doch schwerlich mit der Comtesse Amalia? sagte Frank spottend.

Lilienstein schüttelte ihm die Hand. Ihnen, Freund, geht dieser Spott frei durch. Aber Sie können mir dafür auch wohl einen ähnlichen Freundschaftsdienst erweisen, wie ich dem Hauptmann Schleberg. Ich muß mich ja nun auf den dritten Stuhl setzen, da die beiden andern für dieses Mal besetzt sind.

Und ich, sagte Frank, soll vielleicht vorher zusehen, ob es nicht mit diesem dritten eine ähnliche Bewandniß hat, wie mit den beiden andern?

Hat keine Gefahr; sagte der Graf. Meine kleine Nanette —

Wer? fiel ihn Frank stürmisch in's Wort.

Hören Sie nicht gut? fragte der Graf.

Ich besorge, zu gut; antwortete Frank mit erzwungener Fassung. Es gibt meines Wissens hier nur eine einzige h ü b s c h e Nanette, die den Kennern um so mehr in's Auge sticht, weil

ihnen die Unverdorbenheit dieses Mädchens ganz unbegreiflich ist; und diese Nanette ist denn doch wohl nicht die Ihrige.

Warum nicht? fragte Lilienstein.

Frank glühte. Der Graf faßte ihn scharf in's Auge. Er den Grafen noch schärfer. Ohne Umstände; sagte endlich Frank. Sie haben doch diesen Abend um neun Uhr kein Rendezvous mit Nanette, der Tochter meines Collegen, des Schauspielers?

Warum nicht? fragte der Graf wieder.

Weil die ganze Hölle in die Weiber gefahren ist! rief Frank. Sauve qui peut!

Freund, sind Sie besessen? sagte Lilienstein, dem jetzt ein neues Licht aufging

Aber Frank hielt sich die Ohren zu, verneigte sich in dieser Positur tief gegen Lilienstein, und lief nun, als wäre er wirklich besessen, die große Allee hinunter zum Hofgarten hinaus.

Das fehlte; sagte der Graf zu sich selbst, als er mitten in der großen Allee allein stand.

Wenn denn auch nicht die Hölle in die Weiber gefahren ist, so setzt sie heute wenigstens ihre Vorposten gegen mich in Bewegung. Also auch der dritte Stuhl besetzt! Und Frank mein Nebenbuhler!

Er sah nach seiner Uhr. Dann fuhr er fort, sich mit sich selbst zu unterhalten. Von vier Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends, sagte er zu sich selbst, ist eine geraume Zeit. Binnen fünf Stunden kann eine große Schlacht geliefert, ein langes Testament gemacht, eine lange Comödie gespielt werden. In der Ordnung, wie meine drei Damen mich geneckt haben, müssen sie sich nun auch verwundern. Also zuerst kommt die Reihe an das kluge Malchen.

Mit raschen Schritten ging er nach Hause, setzte sich vor seinen Schreibtisch, besann sich nicht eher, als bis er schon die Feder in der Hand hielt, rieb sich dann ein wenig vor der Stirn, und verfaßte in wenigen Minuten folgendes Antwortschreiben an die Comtesse Amalie.

"Ich bin unglücklich, weil Sie es so befehlen. Mein einziger Trost ist, zu wissen, daß meine Seufzer und Thränen im Himmel gezählt und gewogen worden, wohin ich denn aufbrechen werde, meine Rechnung zu schliessen, sobald es Zeit seyn wird. Noch bin ich nicht reisefertig. Haben Sie indessen etwas dahin zu bestellen, so werden Sie mir, hoff ich, den Auftrag geben, ohne dadurch einen Ihrer glücklichern Verehrer zu kränken, die ihren Seufzern und Thränen ohne Zweifel die verlangte Specification und Taxe beifügen."

Mit einer wohl versiegelten Abschrift dieses Antwortschreibens mußte der Bediente sogleich zu dem Assessor von Lostitz eilen, und diesen ersuchen, das Bewußte, aus besondern Gründen, genau um fünf Uhr abzuschicken, ehe die Dame in's Schauspiel fahre.

Hätte der Graf Lilienstein gewußt, wie die feine und muthwillige Amalie ihren Plan, ihn zu beschämen, weiter berechnet hatte, er würde

ihr anders geantwortet haben. Denn er liebte sie wirklich, und ihr war Alles an ihm gelegen. Aber er wollte sich um ihrentwillen nicht geniren, wie er sich in solchen Fällen auszudrücken pflegte; und sie wollte sich um seinetwillen nicht herabsetzen. Sie war nicht von allen seinen Thorheiten unterrichtet; auch nicht von den ernsthaften Aeußerungen, die er sich gegen Henrietten von Lostitz erlaubt hatte. Aber von dem ersten Augenblicke an, als er der Schauspielerinn Nanette schöne Sachen gesagt, hatte sie es durch eben diese Nanette erfahren. Denn dieses unverdorbene und unbescholtene Mädchen war mit dem Schauspieler Frank versprochen, und es fiel ihr nicht ein, dem Grafen Lilienstein Gehör zu geben. Aber Nanette glaubte nicht nöhtig zu haben, der Comtesse von G**, die sie zuweilen besuchen durfte, und von der sie mit auszeichnender Traulichkeit beehrt wurde, ein Geheimniß aus den Declarationen des Grafen zu machen. Sie wußte nicht, wieviel ihrer

Gönnerinn an dem Ausgange dieser kleinen Begebenheit gelegen war. Amalie aber glaubte, den leichtsinnigen Menschen, den sie nach wie vor liebte, exemplarisch züchtigen zu müssen. In dieser Laune schrieb sie nicht nur an ihn und an den Assessor von Lostitz, den sie nicht leiden konnte, einen und denselben Abschiedsbrief in zwei Exemplaren; sie traf noch überdieß mit Nanetten, die nun wohl merkte, was es hier zu bedenken gab, eine Verabredung, die Graf Lilienstein nicht von weitem ahndete. Eine andere junge Dame vom ersten Range würde sich einen solchen Streich auch nicht so leicht erlaubt haben; aber Amalie war in eben dem Grade muthwillig und kühn, als Graf Lilienstein leichtsinnig uud keck war. Sie und er sympathisirten mehr, als sie selbst wußten. War doch Amaliens entfernter Umgang mit der Schauspielerin Nanette dem Publicum auffallender, als der vertraute Umgang Liliensteins mit dem Schauspieler Frank! Amalie hieß daher auch unter

geistlosen Menschen zuweilen das Genie. Vor ihren Sitten hatte Jedermann Achtung. Uebrigens aber that sie, was ihr einfiel. Schön, lebhaft, voll Selbstgefühl, sehr reich, und nun zwanzig Jahr alt, lebte sie im Hause einer alten Tante (denn ihre Eltern waren längst verstorben) ungefähr so, als ob die alte Tante in ihrem Hause lebte. Wann Amalie wollte, hatte die Tante keinen Willen.

Die geheime Verabredung zwischen der Comtesse Amalie und der kleinen Nanette war getroffen. Amalie wollte, als Nanette verkleidet, den Besuch des Grafen in Nanettens Wohnung annehmen. Nur in dieser Absicht hatte Nanette den Grafen um neun Uhr Abends zu sich beschieden. Die Ausführung des muntern Einfalls vertrug sich, nach Amaliens Begriffen, mit dem Wohlstande vollkommen; denn Nanettens Vater war ein strenger Mann, der mit den übrigen Mitgliedern der Schauspielergesellschaft, den einzigen Frank ausgenommen,

keinen Umgang hatte, und ein Haus für sich bewohnte.

Aber erschüttert wurde Amalie denn doch, als sie um fünf Uhr Abends die beiden gleichlautenden Antwortschreiben erhielt. „Der Verräther!" rief sie; und eine Thräne trat in ihr schönes Auge. Sie sah nun, wie sie meinte, ihre Verbindung mit diesem Verräther als völlig aufgehoben an. Aber gerade deßwegen meinte sie, müsse er um so tiefer beschämt, und sie um so augenscheinlicher vor ihm selbst gerechtfertigt werden. Sie nahm ihre Verabredung mit Nanetten nicht zurück.

Indessen hatte Graf Lilienstein, so viel Mühe er sich auch gab, sich selbst zu täuschen, seine gute Laune so weit eingebüßt, daß er gern zwei von den drei Knoten, die er aus Uebermuth zusammen geknüpft, einem Andern zu lösen überlassen hätte. Sein Gewissen mischte sich auch ein wenig in den Verdruß, wenn er an seinen Freund Loßitz, an seinen Freund Frank,

und an den durchaus honnetten Hauptmann von Schleberg dachte. Aber, sagte er dann wieder zu sich selbst, geht es mir denn besser? Und Schleberg behält ja freie Hand, wenn er sich mit mir geschlagen hat, unsre Henriette allein glücklich zu machen. Mein wackerer Frank weiß, wie die Sachen stehen. Ich betrüge ihn nicht. Und Lostitz muß mir am Ende verzeihen. Die nächste Hauptsache ist, daß ich mein Wort halte.

Seinem Bedünken nach sein Wort zu halten, setzte er sich also wieder vor den Schreibtisch, und schrieb an den Assessor von Lostitz anderthalb Zeilen des Inhalts: "Thu' mir doch den Gefallen, und sey heute Abends von neun bis zehn Uhr nicht zu Hause." Mehr, dachte er, bedürfe es nicht, seinen Freund um die bestimmte Zeit auswärts zu beschäftigen.

Henriette von Lostitz hatte sich nicht ohne Selbstverleugnung zu der geheimen Zusammenkunft mit dem Hauptmann von Schleberg entschlossen. Sie schätzte diesen Mann. Sie konnte

sich auch ohne Widerwillen als seine Gattin denken. Aber ihr Herz hing an Lilienstein, dem Treulosen, wie er in ihren Gedanken hieß. Ihm war sie, wie sie glaubte, eine Zeitlang Alles gewesen. Welche Richtung neuerlich sein Leichtsinn genommen, wußte sie nicht bestimmt. Es lag ihr auch wenig daran, es zu wissen. Sie fühlte sich zurückgesetzt und verlassen, besonders seitdem Lilienstein die genauere Bekanntschaft der Comtesse Amalia gemacht hatte. Denn sie war eine von den leise fühlenden Seelen, die in Sachen des Herzens kaum zu betrügen sind, weil sie durch allen Schein unveränderter Formen die kleinste Veränderung entdecken, die sich im Herzen derer ereignet, mit denen sie in Verbindung stehen. Lilienstein, dem sie noch immer nicht gleichgültig war, mochte ihr seitdem schmeicheln, wie er wollte; sie merkte hinlänglich, daß es nicht mehr wie sonst war. In den letzten Wochen hatte er sie vollends ganz vernachläßigt. Sie kannte ihn

überhaupt zu gut, um ein dauerndes Glück von ihm zu erwarten. Sie hatte also den Anträgen des Hauptmanns von Schleberg Gehör gegeben. Weil sie sich eben so verständig, als unschuldig, fühlte, ließ sie sich die geheime Zusammenkunft gefallen. Denn vor allen Dingen den Zwist zwischen Schleberg und ihrem Bruder beizulegen, fand sie kein anderes Mittel, als, den Hauptmann mehrere Particularien mündlich zu sagen, die sie aus Familien-Delicatesse dem Papier nicht anvertrauen wollte.

Der Assessor von Lostitz dachte bei der Weisung, die er von Lilienstein erhielt, nicht anders, als, daß dieser selbst um die angezeigte Stunde Henrietten ein Wort allein zu sagen habe. Er glaubte also, die Bitte seines Freundes nicht gerade buchstäblich erfüllen zu müssen. Er wollte thun, als sey er nicht zu Hause.

Der Abend war gekommen. Es schlug acht Uhr. Der ehrbare Hauptmann von Schleberg

wanderte schon, unbewaffnet und im Civil-Costum, mit klopfendem Herzen und mit langsamen Schritten von einer Straße in die andre hin und her durch die schmale Gasse, in welche die Hinterthür des Gartens führte, wo er seine Geliebte um neun Uhr sehen sollte. Henriette wurde unruhiger mit jeder Minute. Jetzt erst wünschte sie, und im vollen Ernste, das Rendezvous wieder abbestellen zu können. Amalie saß schon, in Nanettens Kleidung, ihr Gesicht mit einem doppelten Schleier verhüllt, auf dem Canapee im Zimmer dieser unbescholtenen Schauspielerin, die auf dem Sprunge stand, jeden Augenblick, sobald Graf Lilienstein angemeldet werden würde, in die Kammerthür zur Seite zu flüchten. Graf Lilienstein war noch auf dem Caffee-Hause am Billard beschäftigt.

"Ich sollte Sie erinnern, Herr Graf, wenn es bald drei Viertel schlüge;" sagte der Marqueur im Caffeehause zu dem Grafen. Sogleich übergab dieser seine Partie an einen Be-

kannten. Der Kopf wurde ihm plötzlich wieder so warm, daß er den Hut noch in der Hand hielt, als er sich schon mitten auf der Straße befand. Aber sobald er den Hauptmann von Schleberg erblickte, der auch im Civil-Costum kenntlich war, zeigte sich seine Selbstbeherrschung, die sich in kritischen Augenblicken mit dem determinirtesten Leichtsinn vereinigte, in ihrem Glanze. Freundlich und neckend begrüßte er den Hauptmann. Dieser drückte ihm feierlich die Hand.

Jetzt, sagte Lilienstein, lassen Sie mich vorangehen. Sie müssen nicht zu oft vergebens vorbei defiliren. Lassen Sie mich zusehen, ob die Thür schon offen ist.

Der Hauptmann willigte gern ein. Er hatte, weil es noch nicht präcis neun Uhr war, auch nicht zum Versuche die Gartenthür angerührt, die er im langsamen Vorbeigehen nur mit Blicken der innigsten Sehnsucht begrüßte. So war er an Präcision im Dienste gewöhnt.

Graf Lilienstein legte ohne Bedenken Hand an das Pförtchen, und — schlüpfte hinein. Der Hauptmann sah durch das Dunkel von weitem zu, und blieb — draußen.

Das kleine Bosquet, das die hintere Partie des Gartens einnahm, bot dem schadenfrohen Friedensstörer ein erwünschtes Schlupfwinkelchen an. Henriette war zu entfernt von aller Coketterie, und zu beklommen im Innersten ihres Herzens, als daß sie noch hätte zögern können, sobald sie glauben durfte, der Hauptmann warte ihrer. Sie wünschte zitternd, daß nur Alles erst vorbei seyn möchte. Nur die Gewalt der jungfräulichen Verlegenheit hielt sie noch einige Minuten auf, nachdem der Hammer schon zum neunten Male angeschlagen hatte.

Kaum näherte sich die arme Verrathene dem Bosquet, als Lilienstein, in voller Uniform, den großen Hut in seiner Rechten tief gesenkt, mit aller Mimik der Ehrerbietung hervortrat. Henriette erkannte ihn im Augenblick. Ein halber

Schrei, den der Schrecken verschlang, war der einzige Laut, den Lilienstein vernahm. Sie stand erstarrt da.

Mit Zittern und kaum vernehmlich konnte sie, als Lilienstein, dicht vor ihr stehend, sich von einer tiefen Verbeugung aufrichtete, ihn mit der Frage anreden: Wie kommen Sie hierher?

Zu Fuß, antwortete Lilienstein, wie es einem bescheidenen Diener ziemt. Der Herr Hauptmann von Schleberg läßt sich unterthänig empfehlen und Ihnen melden, daß er sogleich die Ehre haben werde, seine Aufwartung zu machen.

Henriette schwankte. Sie hielt sich an einem Akacien-Stamm, um nicht zu Boden zu sinken.

Um Gottes willen, hören Sie nur ein Wort! rief sie, als Lilienstein sich eilig zurückzog. Sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen, um ihm nachzueilen, und ihn zu halten. Aber Lilienstein entwischte zur Thür hinaus, in die er gekommen war, und an der Thür stürzte Hen-

riette beinahe gegen den Hauptmann von Schleberg.

Unwürdiger Mann! rief sie ihm heftig zu, indem sie zurückfuhr. Der Hauptmann, seines Orts auch zurückfahrend, blieb in der offenen Thür stehen.

Diese Verrätherei, fuhr Henriette fort — und der Zorn gab ihr neue Kräfte — diese abscheuliche Verrätherei verdiente, der ganzen Welt bekannt zu werden. Aber wagen Sie es, sie bekannt zu machen! Wagen sie es, ehrloser Mann, und rechnen Sie auf meinen Bruder! Nehmen Sie meine innigste Verachtung bis dahin mit auf den Weg!

Mit diesen Worten schob sie den Hauptmann, dem Hören und Sehen vergangen war, und den in diesem Augenblicke ein Kind hätte zur Seite schieben können, unsanft zurück, und riß zwischen sich und ihm die Thür zu. Den Hauptmann, der nicht leicht zitterte, überlief es eiskalt, als er draussen an der Thür, die er

wieder zu öffnen im Begriffe war, das Schloß zuspringen hörte.

Jetzt stürzten Henrietten die Thränen aus den Augen. Sie fühlte sich um so unglücklicher, weil sie durch ihre Unbesonnenheit ihr Schicksal verdient zu haben glaubte. Aber ihre Erbitterung gegen den Hauptmann, um den sie dieses Schicksal nicht verdient hatte, stieg nur um so höher. Es fiel ihr nicht ein, zu überlegen, daß die Sache sich anders verhalten könne, als der Schein, der den Hauptmann anklagte. Außer sich vor Schmerz, eilte sie zu ihrem Bruder, warf sich ihm an die Brust, und flehte weinend um Rettung ihrer Ehre.

Der Assessor von Lostitz, dem die Ehre seiner Schwester fast noch theurer, als seine eigene, war, konnte sich anfangs vor Verwunderung und Entsetzen in die ganze Begebenheit nicht finden. Besonders war ihm unbegreiflich, wie sein Freund Lilienstein in so kurzer

Zeit so vertraut mit dem Hauptmann von Schleberg geworden seyn konnte. Aber seine persönliche Feindschaft gegen diesen gab dem glühenden Gefühle der Rache in seiner Seele das Uebergewicht über alle vernünftigen Gedanken. "Niederschiessen will ich den Kerl!" rief er, nach seiner Art, ein wenig theatralisch. Er flog in seine Schlafkammer, wo ein Paar Pistolen hingen. Er riß eine Pistole von der Wand, ohne zu bedenken, daß sie nicht geladen war. So bewaffnet drückte er den Hut auf das Auge, und rannte unter dem Schirme der Nacht durch den Garten in die Gasse, wo er den Hauptmann noch zu finden hoffte.

Aber der Hauptmann von Schleberg war längst in einem andern Quartiere der Stadt. Sobald er ein wenig zur Besinnung gekommen, war er mit raschen Schritten dem Grafen Allienstein nachgeeilt, den er sich nun schon als den Stifter des Unheils dachte. Er suchte den Grafen in der Wohnung desselben. Er suchte

ihn in allen Caffeehäusern. Er suchte ihn, wo er ihn nur irgend glaubte finden zu können. Nicht eine Spur von ihm konnte er entdecken.

Graf Lilienstein war wie auf Flügeln, sobald er seinen Streich gegen Henrietten ausgeführt hatte, vor der Wohnung Nanettens angekommen. Es wunderte ihn ein wenig, daß er an der verschlossenen Hausthür pochen mußte, ehe er eingelassen wurde. Es wunderte ihn sehr, daß er bei seinem Eintritt so gar kein Ansehen von Heimlichkeit fand. Ganz irre wurde er in seinen Ahndungen, als eine wohlgekleidete Magd förmlich nach seinem Nahmen fragte, und ihn in ein Seitenzimmer führte, wo er so lange geneigt verweilen solle, bis er bei der Mamsell angemeldet worden. Das Siegesgefühl, mit dem er gekommen war, zog sich in die Grenze eines sehr mäßigen Selbstgefühls zusammen. Doch erwartete er noch nichts weniger als eine Neckerei. Die Magd kam nach wenigen Augenblicken mit einem Lichte in der Hand zurück.

Graf Lilienstein folgte ihr die Treppe hinauf. Wohin er blickte, war es hell. Aber wozu, fragte er verdrießlich seine Führerinn, brennen denn hier alle die verdammten Lichter? Die Mamsell habe es so befohlen, vernahm er zur Antwort.

Amalie, in Nanettens hell erleuchtetem Zimmer wohl verschleiert auf dem Canapee sitzend, verneigte sich vornehm, und ohne aufzustehen, als Lilienstein rasch und zuversichtlich hereinschritt. Er blieb stehen beim dritten Schritte. Nichts vom Allem, was er Schönes zu sagen sich vorgenommen hatte, stand ihm zu Gebote.

Liebenswürdige Nanette, sagte er mit dem Tone der gereizten Empfindlichkeit, finde ich Sie auf dem Theater?

Die vermeinte Nanette machte eine leichte Bewegung mit der Hand, als wollte sie sagen: Wie man es nimmt.

Nanette, bin ich hier bei Ihnen? fragte der Graf mit starkem Accent.

Die stumme Gestalt auf dem Canapee schien den Kopf schütteln zu wollen, schüttelte ihn wirklich ein wenig, und endigte mit einem Nicken.

Also Nein und Ja, wie es einem Frauenzimmer ziemt; sagte Lilienstein. Er fühlte sich schon erleichtert. Die Comödie fing an, ihm zu gefallen.

Er näherte sich dem Canapee. Wenn ich, fuhr er fort, Ihre Pantomime nicht ganz verstehe, so entschuldigen Sie mich. Ich bin nicht vorbereitet. Sie aber haben, wie ich sehe, Ihre stumme Rolle einstudirt. Ich will mündlich antworten, so gut ich kann. Aber haben Sie die Güte, rasch zu spielen. Ohne Zuschauer spielt sich das beste Stück nicht sonderlich, wenn es lang ist; und mich verlangt, aufrichtig zu gestehen, nach dem Ende.

Die stumme Gestalt that, als ob sie ihn nicht hörte.

Nanette! fuhr Graf Lilienstein in wieder verändertem Tone fort. Können Sie so scherzen? so mit mir? Sie wissen, wie mein ganzes Herz Sie liebt. Geliebtes Mädchen, machen Sie dem unnatürlichen Scherz ein natürliches Ende!

Er wollte ihre Hand ergreifen. Die Hand zog sich eilig zurück.

Diese Sprödigkeit beleidigt selbst als Scherz! sagte der Graf sehr ernsthaft. Wunderbare Nanette, sehen wir uns denn heute zum ersten Male?

Die vermeinte Nanette schüttelte den Kopf.

Nun, fuhr Lilienstein immer lebhafter fort, wozu denn in dieser schönen Stunde diese traurige Verschwendung der Zeit? Nanette, geliebtestes aller Mädchen, der Stern der Liebe ist mir aufgegangen auf deinen Wink. Er soll mir nicht wieder untergehen. Ich muß ihn sehen in deinen Augen.

Und ohne um Erlaubniß zu bitten, faßte er den Schleier, hob ihn auf, ließ ihn wieder

fallen, und stand erstarrt, als hätte ihn der Kopf der Meduse versteinert.

"Sie also" — stammelte er, und stockte.

Ich also! sagte Amalie, den Schleier zurückwerfend, und stolz, mit glühendem Gesichte, sich erhebend. Ich erlasse Ihnen, glücklicher Abenteurer, alle Entschuldigung. Ich wollte Ihnen nur zeigen, warum ich Ihnen in dem Tone schrieb, auf den Sie mir doch in demselben Tone nie antworten mußten. Jetzt haben wir einander gar nichts mehr zu sagen. Der Stern der Liebe wird Sie, denk' ich, glücklich nach Hause geleiten.

Sie wollte sich in die Seitenthür zurückziehen.

Ha! Da lauscht gewiß die Verrätherin! rief Lilienstein erbittert. Er wollte Amalien in die Seitenthür verfolgen. Aber Amalie rief: "Machen Sie nicht auf, liebe Freundinn!" Sie selbst blieb, gegen Lilienstein gewandt, vor der Thür stehen.

Und weiter? fragte Amalie. Sie kannte Liliensteins Delicatesse zu gut, um sich in dieser Positur nicht völlig sicher zu fühlen.

"Gott weiß" — fing der Graf wieder zu stammeln an.

Ich verlange nicht zu wissen, was Gott weiß; sagte Amalie.

"Ich schwöre Ihnen" — fing der Graf wieder an.

Ich kenne Ihre Schwüre; antwortete Amalie.

Gut! sprach Lilienstein laut. So mag denn die Verrätherinn, die Schlange dort hinter der Coulisse, sich sagen lassen, daß die Galanterie, in der ich mir mit ihr gefiel, der wahren Liebe, die ich für eine Andere empfinde, so wenig gleicht, wie eine Theaterprinzessin einer wirklichen Fürstin.

Schämen Sie sich dieser Vergleichung unter diesen Umständen zwiefach; sagte Amalie heftig.

Schäme sich, wer mich verrathen hat! sagte Lilienstein heftiger. Ein Mann darf sich tau-

send Freiheiten nehmen, von denen dem Weibe nicht eine ziemt. Ein Mann darf die Sprache der Liebe auch da reden, wo er sich nur amüsiren will. Das bringt der Wohlstand so mit sich.

Und ein Weib, sagte Amalie parodirend, darf dem Manne tausend Possen spielen, von denen ihm nicht eine ziemt. Ein Weib darf sich für betrogen halten, auch wenn der Mann, der sie zu lieben vorgibt, zu ihren Füßen zu sterben Miene macht. Das bringt die Moral der Männer so mit sich.

Graf Lilienstein fühlte das ganze Gewicht dieser Replik. Er fühlte, daß er durch falschen Stolz seine Sache noch verschlimmere. Und nie hatte er Amalien reizender gefunden.

Amalie! sagte er sanft. Ich bekenne mein ganzes Unrecht. Könnten Sie mir, wenn ich es wieder gut zu machen suche, wohl ein Mal verzeihen?

Ich bin gar nicht willens, zu versuchen, ob ich es könnte; antwortete Amalie spottend. Aber Lilienstein gefiel ihr, so wie er da vor ihr stand, fast mehr, als je.

Sollte ich Ihnen, fragte er noch demüthiger, durch keine Art von Aufopferung beweisen können, daß ich im Grunde nur Sie allein liebe und lieben werde?

Sie können mir, antwortete Amalie mit erzwungener Kälte, einen Beweis Ihrer Höflichkeit geben, wenn Sie mich jetzt verlassen.

Graf Lilienstein blickte sie an, verneigte sich mit Würde, und ging.

Tief in Gedanken versenkt, ging Graf Lilienstein langsam die schwach erleuchtete Straße hinab. Er wußte nicht, wohin er sich weiter verfügen wollte, als sein Freund Lostitz, der mit rascheren Schritten um eine Ecke bog, so heftig gegen ihn rannte, daß ihre Köpfe wie elastische Kugeln von einander zurückprallten.

Bist du es? fragten beide zugleich; als sie sich gegenseitig erkannten.

Ich wollte, es wäre ein Anderer; sagte Lilienstein. Dein Kopf hat zwar dem meinigen einen Stoß gegeben, aber keinen, wie ich ihn jetzt gebrauchen kann.

Und deine Verbindung mit dem Schleberg, sagte der Assessor von Lostitz, hat unsrer Freundschaft einen Stoß gegeben, und meinem Kopfe viele Gedanken, die ich gebrauchen kann. Wo ist der Schurke? Das sage mir erst! Nachher sprechen wir uns weiter.

Auch das noch heute Abend? sagte Lilienstein. Freund, ich sehe, du glühst, und du hast eine Pistole unter dem Arme. Willst du draussen Schwärmer schiessen, so triff nur im Dunkeln dich selbst nicht. Laß uns lieber mit einander gehen, und ausathmen!

Schaffe mir den Schleberg zur Stelle, an den du mich und meine Schwester verrathen hast! sagte Lostitz. Und wenn ich ihn todtge-

schossen habe, dann nenne mich einen Schwärmer, und erwarte, wie ich dich nennen werde!

Nenne mich, sagte Lilienstein, lieber jetzt, wie du willst. Aber den Schleberg mußt du mir leben lassen, bis ich selbst meine Händel mit ihn ausgefochten habe.

Lostitz erstaunte. Lilienstein erzählte. Der Wahrheit gemäß berichtete er, wie er mit dem Hauptmann in Collision und Verbindung zugleich gekommen war. Der ganze Zorn des Assessors drehte sich nun wie eine Wetterfahne herum. Seine Schwester, meinte er, müsse exemplarisch büßen. Und du, sagte er zu Lilienstein, hast mich auf alle Fälle compromittirt, mein' ich.

Das entschuldige ich auch mit keinem Worte; sagte Lilienstein. Es bedarf deiner ganzen Freundschaft, wenn du mir verzeihen willst. Aber, bei Gott! ich wollte dich nur auf kurze Zeit compromittiren, damit du selbst nachher desto munterer mit mir lachen solltest. Der Zufall hat

die Partei der Weiber gegen mich genommen. Sie haben mir arg mitgespielt. Aber es muß doch noch Alles gut werden. Was ich dir von Neuigkeiten morgen zum Frühstück zu bringen dachte, muß ich dir nun noch diese Nacht erzählen. Sey so vernünftig, und höre mir zu!

Der Assessor von Lostitz war an die Herrschaft, die sein Freund über ihn ausübte, so gewöhnt, daß er sich auch in dieser Krise nachgiebig bezeigte. Er ließ sich von seinem Freunde nach dessen Hause führen. Lilienstein ließ eine Flasche Wein zur Heilung der Wunden des Herzens aus seinem Keller zu Hülfe kommen. Die beiden Freunde setzten sich traulich einander gegenüber, und Lilienstein erzählte den Zusammenhang seiner Intriguen und Unfälle, ohne Verdrehung der Wahrheit, so natürlich und so fein, daß er selbst von seiner Verbindung mit Amalien seinem Freunde und Nebenbuhler die nöthige Rechenschaft geben konnte. Er habe, sagte er der Wahrheit gemäß, nicht geahndet,

daß Lostitz sein Nebenbuhler sey; und als er es erfahren, habe er ihm und sich selbst durch ein promtes Geständniß den Scherz zu verderben nicht für nöthig gefunden. Henrietten habe er früher geliebt, und auch sie sey ihm noch nicht gleichgültig. Aber er habe längst begriffen, daß sie beide nicht für einander paßten; und jetzt sey an keine Wiederherstellung des alten Verhältnisses zu denken, seitdem Henriette sich in Unterhandlungen mit dem Hauptmann von Schleberg eingelassen.

So weit war Graf Lilienstein in seiner historischen Apologie vorgerückt, als Jemand mit festem Schritte die Treppe herauf kam, stark an die Thür pochte, und ohne das einladende Herein! abzuwarten, sich zwischen den Erzähler und dessen Zuhörer stellte. Es war der Mann, dessen Nahmen Graf Lilienstein so eben ausgesprochen hatte. Der Assessor sprang auf. Lilienstein aber bemächtigte sich der Pistole, die jetzt auf dem Büreau lag. Der Hauptmann

begrüßte höflich den Herrn von Lostitz. Kalt und nachdrücklich fragte er den Grafen, welche Art von Genugthuung er von einem Mann erwarten dürfe, der sich bis zu einer so niedrigen Verrätherei habe vergessen können.

Das harte Wort, das der Hauptmann ohne Einkleidung aussprach, schien alle friedliche Ausgleichung unmöglich gemacht zu haben. Aber Lilienstein besann sich so schnell, als er vorher die Pistole ergriff.

Was mache ich da? sagte er. Ich bin bewaffnet; und Sie, Herr Hauptmann, sind noch wehrlos. Aber ich habe eine kleine Rüstkammer dort hinten. Sie können sich bewaffnen, sobald es Ihnen gefällt. Indessen bin ich Ihnen auch noch eine a n d r e Genugthuung schuldig. Ich verschmerze vorläufig, aber nur vorläufig, die derben Worte, die Sie sich gegen mich erlaubt haben. Sie sind von den Umständen nicht unterrichtet. Ich gestehe Ihnen also hier in Gegenwart meines Freundes förmlich, daß

ich die Schwester dieses meines Freundes vor einiger Zeit eben so sehr liebte, als ich sie noch hochschätze. Daß diese Dame Sie, Herr Hauptmann, höher schätzt, als mich, werden Sie hoffentlich weder ihr, noch mir, als ein Vergehen anrechnen.

Das Gesicht des Hauptmanns klärte sich auf. Lilienstein, der ihn scharf ansah, fuhr fort:

Sie haben ohne Zweifel Menschenkenntniß genug, um sich nicht darüber zu verwundern, daß mich die Zurücksetzung, die mich traf, ein wenig schmerzte. Die kleine Rache, die ich an der Dame nehmen wollte, konnte Ihnen, Herr Hauptmann, nicht schaden, sobald die Dame nur nicht auf den unglücklichen Gedanken kam, ich sey mit Ihnen einverstanden, und sie solle auf eine unverantwortliche Art von uns Beiden verspottet werden. Diese Möglichkeit hatte ich in der Eile nicht in Rechnung gebracht. Sobald Fräulein von Lostitz erfährt, wie sich die Sache verhält, haben Sie, Herr Hauptmann, nichts bei

ihr verloren. Nun lassen Sie uns versuchen, was wir Beiden übrigens noch einander abgewinnen können, da wir uns doch nicht vor einander fürchten.

Mit diesen Worten ergriff er ein Licht (denn die Pistole hatte er schon wieder aus der Hand gelegt), ging in das Seitenzimmer, und kam mit einem ganzen Sortiment von Waffen zurück.

Der Hauptmann stand wie aus den Wolken gefallen. Der Assessor wußte schlechterdings nicht, was er thun, oder sagen sollte.

Wenn die Sache sich so verhält, wie Sie erzählen, sagte der Hauptmann zu dem Grafen, so darf ich Ihnen vielleicht verzeihen, was ich, aufrichtig gestanden, doch nicht entschuldigen kann. Darüber lassen Sie uns aber, wenn es Ihnen gefällt, übermorgen früh um sieben Uhr vor dem — ischen Thore neben dem — ischen Garten das Weitere absprechen. Morgen werde ich die nöthigen Erkundigungen einziehen. Jetzt wünsche ich Ihnen, wohl zu schlafen.

Der Hauptmann wollte sich entfernen. Aber Graf Lilienstein hielt ihn.

Lostitz! — sagte er zu dem Assessor, der bis dahin den Hauptmann nicht angesehen, und nicht ein Wort gesprochen hatte. — Schläfst du denn schon wirklich? Blicke auf, und schaue hier einen braven Mann, mit dem du Kugeln gewechselt hast, und noch kein vernünftiges Wort. Ist es nicht eine närrische Welt, in der man auf einander schiessen muß, ohne einander zu kennen? Welch ein Unglücksstifter wirst du werden, wenn du eine Verbindung zwischen diesem Manne und deiner Schwester hinderst, weil er zufällig mit dir in Streit gerieth, als du zum ersten Male in deinem Leben mit ihm sprachest!

Lilienstein! antwortete der Assessor, unwillig und stolz. Das Moralisiren und das Freiwerbern kleidet wenige Menschen, und am wenigsten dich. Laß meine Schwester für sich sorgen!

Heirathe sie, wen sie will, und du, wen du willst!

Die Bitterkeit dieser Wendung wirkte nur einen Augenblick auf Lilienstein. Er biß sich auf die Lippen; und komisch gesticulirend antwortete er: Heirathe mich also, wer will!

Mit Ihrer guten Laune, sagte der Hauptmann halb scherzend, könnten Sie denn doch ein schlimmer Ehemann werden!

Ohne Zweifel, sagte Lilienstein; aber eben deßwegen suche ich eine gute Frau. Denn das muß das Hauptgeschäft meiner künftigen Frau seyn, einen guten Ehemann aus mir zu machen. Mein Freund Lostitz aber ist der Mann, der auch wohl eine schlimme Frau bessern könnte.

So fuhr er fort, Verstand und Muthwillen durch einander zu werfen, bis sowohl der Hauptmann, der immer gehen wollte, und immer blieb, als der Assessor, der durchaus nicht mun-

ter werden wollte, und es doch wurde, einander eine freundliche und fast trauliche Gute Nacht wünschten.

— —

Als der Hauptmann fort war, besah der Graf die Pistole näher, die der Assessor mitgebracht hatte. Beide mußten laut lachen, als sich zeigte, daß sie nicht geladen war. In dieser Laune fiel Lilienstein seinem Freunde um den Hals. Lostitz! sagte er; du hast jetzt eine Gelegenheit, den lieben Gott im Kleinen zu spielen! Laß sie dir als ein Ehrenmann nicht entschlüpfen. Willst du uneigennützig vier Menschen glücklich machen, so dringe dich nicht zwischen zwei Paare! Amalien hast du doch nur die Cour gemacht, ohne sie zu lieben; und deine verständige Schwester muß einen Mann wie Schleberg heirathen. Schade uns nur nicht; und wir vier dankbare Seelen wollen dich mit Lorbern kränzen.

Und mit Dornen streicheln! fiel Lostitz ein. Allerliebst! So gehe ich doch nicht ganz

leer aus, und bin das gekränkte fünfte Rad am Wagen!

— Das zur rechten Zeit schon ablaufen wird, um das erste neben einem zweiten zu seyn; sagte Lilienstein.

So zog sich die Unterhaltung zwischen den beiden Freunden bis nach Mitternacht hin. Man wird nicht loben, daß über dieser Unterhaltung die gute Henriette vergessen wurde, die unterdessen ein Paar der traurigsten Stunden ihres Lebens auf die Zurückkunft ihres Bruders harrte. Aber sie wurde auch da noch nicht sonderlich beruhigt, als sie endlich von ihrem Bruder hörte, daß Lilienstein, und nicht Schleberg, ihr den bösen Streich gespielt hatte. Der Gedanke, von Lilienstein verlassen zu seyn, preßte ihr neue Thränen ab. Aber eben dieser Gedanke regte auch ihren Stolz von neuem auf. Und weil ihr Bruder über den Empfindungen, die sein Verhältniß zu Amalien betrafen, fast ver-

gaß, den Hauptmann von Schleberg zu nennen, so deutete Henriette diesen Umstand so, daß sie sich unbesorgter einer Hoffnung überließ, die ihr jetzt sehr zu Statten kam. Ihr Gewissen erinnerte sie auch an die persönliche Genugthuung, die sie dem Hauptmann schuldig war. Und Henriette machte hier wieder ihrem Talent Ehre, ihre Wünsche nach der Vorstellung dessen zu reguliren, was sie für das Beste hielt.

Der folgende Tag schien noch weit von dem Tage der Beendigung aller der Mißverständnisse, die Liliensteins Leichtsinn veranlaßt hatte, entfernt zu seyn. Nur der Schauspieler Frank, der über die vermeinte Untreue seiner Nanette fast in Verzweiflung gerathen war, wurde bald zufrieden gestellt. Aber der Hauptmann von Schleberg bestand auf einem Duell. Graf Lilienstein erhielt einen Schuß in den rechten Arm. Der Wundarzt erklärte bei der ersten Besichtigung, der Arm sey nicht zu retten.

Die trübe Woche, während welcher Lilienstein einer Verstümmelung entgegen sah, die seiner Eitelkeit einen tödtlichen Stoß geben mußte, machte ihn in seinem Bette zu einer Art von Philosophen, dessen männliche Resignation Bewunderung erregte. An seinem Bette lernten auch Lostitz und Schleberg einander näher kennen. Sie fanden Beide, daß sie sich nie mit einander geschlagen haben würden, wenn sie sich früher kennen gelernt hätten. Der Verbindung zwischen Schleberg und Henrietten stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Amalie aber erkundigte sich nur in's Geheim nach Liliensteins Befinden, ob sie gleich um seinetwillen in eine Melancholie versank, die alle ihre Bekannten erschreckte, nur nicht den Verwundeten, zu dessen Genesung die Nachricht von Amaliens Seelenkrankheit, wie der Arzt ihre Melancholie nannte, nicht wenig beitrug. Lostitz spe-

culirte indessen auf eine Braut; und es gelang ihm, eine zu finden, die er nun auch zu lieben glaubte, sobald er wußte, daß sie ihn nicht haßte.

Als es gewiß war, daß Graf Lilienstein seinen Arm nicht verlieren würde, verbreitete sich eine enthusiastische Freude durch den ganzen Zirkel seiner genaueren Bekanntschaft. Jetzt wagte er selbst, mit der Linken ein kaum lesbares Billet an Amalien zu kritzeln; und dieses gekritzelte Billet entschied sein Glück. Den Militärdienst mußte er verlassen, weil sein Arm auch nach der Heilung ein wenig gelähmt blieb. Nach Amaliens Wunsche, entschloß er sich auf das Land zu ziehen.

Glaubst du denn nun ernstlich, fragte er Amalien, daß ich mich bessern werde?

Ungefähr so, wie dein Arm; sagte Amalie. Aber du wirst älter werden; und was mir an dir nicht gefällt, wird dir lange Weile machen.

Die Kantianerinn.

Eine komische Novelle.

Die Kantianerinn.

Hast du dem Drosten von Roßwald geantwortet, meine Nichte? fragte der geheime Kammerrath von Wiesenberg.

Nein, lieber Onkel; antwortete Caroline, die Nichte.

Hast du dem geheimen Kriegsrath von Pilzingen geantwortet? fragte der geheime Kammerrath mit verstärkter Stimme. Er setzte nicht hinzu: "Meine Nichte!"

Mit unveränderter Stimme antwortete Caroline: Nein, lieber Onkel!

Der geheime Kammerrath schwieg. Beide folgten mechanisch dem Zuge des Sonnenlichts, das erheiternd durch die Fenster glänzte. Es war ein warmer Sommermorgen. Das Landgut, auf welchem der alte Kammerrath mit seiner Nichte wohnte, hatte eine belebende Aus-

sicht. Er fand die Aussicht nicht so belebend, als die frische Luft. Er setzte sich an ein offenes Fenster, nahm eine Prise Toback, und sah nach der Uhr. Es war früh um sieben.

Meine Nichte, fing der geheime Kammerrath wieder an, setze dich zu mir!

Caroline hohlte sich einen Stuhl. Ein helles Licht fiel, indem sie mitten durch den Saal ging, auf ihre schlanke Gestalt. Selbst ihr Onkel, so unwillig er in diesem Augenblicke auf sie war, konnte das Wohlgefallen nicht verbergen, mit dem er sie sich so stolz und frei und leicht hinbewegen sah, um ihm zu gehorchen. Und als sie mit dem Stuhle zurück kam, — ihr Auge blickte offen und ohne Scheu den unwilligen Onkel an; und nur freies Selbstgefühl, aber kein Zug von Trotz oder Eigensinn, sprach aus ihrer Miene, — da hätte der geheime Kammerrath fast aufspringen, und ihr die kleine Last abnehmen mögen. Aber er faßte sich im Bewußtseyn seiner Würde, und blieb sitzen.

Alle Dankbarkeit, sagte Caroline, indem sie sich dem Onkel gegen über an das Fenster setzte, alle Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, bester Onkel, wird in meinem Herzen unverändert bleiben, auch wenn ich auf Ihr Verlangen nicht länger glücklich seyn soll. Ich sage es mir jeden Morgen, was ich Ihnen verdanke. Hätten Sie mich nicht aufgenommen, als mein Vater starb, so wäre ich mit aller feinen Erziehung, die er mir hatte geben lassen, vermuthlich eine Närrinn geworden. Und eine arme Närrinn muß sich gefallen lassen, daß man mit Fingern auf sie zeigt. Hier, auf dem Lande, habe ich meine Zeit zwischen häuslichen Geschäften und ernsthafter Lectüre getheilt. Aber Ihr Beispiel, lieber Onkel, hat wohl das Meiste dazu beigetragen, daß ich ein vernünftiges Mädchen geworden bin.

Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hätte Caroline hinzu setzen können, daß das Beispiel ihres Onkels ihr als warnendes Beispiel nützlich

wurde. Der geheime Kammerrath war ein Mann von Kenntnissen, und ein braver Mann. Aber seine Wissenschaft und seine Tugend erstickten fast in den Falten des Pedantismus. Zu seinen Schwachheiten gehörte, daß er ein Philosoph seyn wollte, ohne von dem, was Philosophie heißt, mehr, als den Schulbegriff, gefaßt zu haben. Er las die Kritik der reinen Vernunft und alle übrigen Schriften von Kant. Was er darin verstand, interessirte ihn sehr; nur nicht so sehr, als das Uebrige, das er nicht verstand. Vermuthlich nannte er deßwegen auch sich selbst gern einen Kantianer. Der Hagestolzenstand, in dem er lebte, machte ihn täglich grübleriſcher, ungeschmeidiger und eigensinniger. Hatte er einmal eine Grille gefangen, so vertheidigte er sie, wie sein Leben. Und wer abhängig von ihm war, mußte seine Einfälle respectiren.

Nur gar zu abhängig von dem wunderlichen Alten war seine Nichte Caroline. Ihr Vater, —

er war einziger Bruder des geheimen Kammerraths, und geheimer Rath in * * * gewesen, — hatte ihr gar kein Vermögen hinterlassen. Seit drei Jahren lebte sie von der Gnade ihres Onkels. Dem Onkel zu Gefallen machte sie sich auch an das Studium der Kantischen Philosophie. Er selbst nannte sie seine Kantianerinn, und die Nachbarschaft wiederhohlte diesen ihr verhaßten Titel um so lieber, da er den Neiderinnen Stoff gab, über Caroline'ns Geist, den sie nicht erreichen konnten, ohne Aufwand von Witz zu spotten. Denn Caroline war ein geistreiches Mädchen. Sie hatte Anlage, eine praktische Philosophinn zu werden. Sie bewies es schon dadurch, daß sie nichts unnatürlicher fand, als ein Weib, das die Philosophie als Wissenschaft zu ihrem Studium macht. Mit allen Fähigkeiten, die Kantische Philosophie allenfalls zu verstehen, erkannte sie sich selbst für unfähig, eine solche Philosophie zu beurtheilen. Und eine Nachbetherinn zu seyn, war sie zu

vernünftig. Auf dringendes Anrathen ihres hellen Menschenverstandes las sie also aus den Kantischen Schriften, besonders aus den praktischen, nur die Stellen heraus, deren Inhalt sie ungefähr übersah. Aus diesen Stellen bildete sie ein praktisches Ganzes durch die Praxis selbst. Sie ließ ihr Wissen Stückwerk bleiben; aber sie übte sich, übereinstimmend mit sich selbst zu leben.

Treu ihren durchdachten Entschlüssen, saß Caroline jetzt ihrem Onkel gegen über. Sie wußte, daß dieser Onkel, durch seine Speculation geleitet, den Grundsatz behauptete, daß ein vernünftiges Mädchen einzig und allein nach Grundsätzen, und schlechterdings nicht nach Neigung, heirathen müsse. Sie war aber fest entschlossen, lieber nie, als ohne entschiedene Neigung, ihre Hand einem Manne zu geben. Weislich hielt sie ihre wahre Meinung zurück, wann sie mit dem Alten disputirte; denn der wurde schon unwillig, so bald man nur das

Wort Neigung aussprach. Alle Neigungen ohne Ausnahme faßte er zusammen unter der Rubrik Sinnlichkeit. Und wehe dem, der etwas vertheidigte, was er Sinnlichkeit nannte!

Unzählige Falten bildeten sich auf der Stirn und im ganzen Gesichte des Alten, während Caroline mit heiterer Unbefangenheit, statt sich vor ihm zu entschuldigen, ihm nur ihre Dankbarkeit erläuterte.

Meine Nichte, sagte der Alte sehr ernsthaft, ich bemerke in deiner ganzen Denkart noch immer eine vorwaltende Sinnlichkeit, besonders einen sträflichen Leichtsinn. Dieser Leichtsinn verleitet dich zu sophistischen Ausflüchten, wo du ernsthafte Fragen zu beantworten hast. Ich hoffe nicht, daß du dich so weit vergessen haben wirst, mich durch Schmeicheleien bestechen zu wollen. Aber du redest die Sprache der Schmeichelei. Von der Dankbarkeit, die du mir schuldig, oder nicht schuldig bist, war nicht die Rede, sondern von der Beantwortung zweier Briefe, die du

von zwei Männern erhalten hast, die dich auffordern, mit ihnen die Pflichten des Ehestandes zu erfüllen.

Caroline wandte sich ein wenig zur Seite. Sie fühlte, daß sie weder lachen noch lächeln durfte. Es blieb bey einem leichten Erröthen.

Der Alte fuhr fort: Ein vernünftiges Mädchen erröthet nicht ohne Ursache. Wer über seine Pflicht nachdenkt, braucht nie zu erröthen, wohl aber, wer sich über diese Betrachtungen hinaus setzt. Du bist, wofern du anders zur Ehe tüchtig bist...

Caroline fing an zu husten. Sie wußte nicht, wohin sie die Augen wenden sollte. Der Alte wurde zum Erschrecken ernsthaft. Er fuhr fort:

Du bist, sag' ich, wofern du anders zur Ehe tüchtig bist, auch verbunden, zu heirathen, um die besonderen Pflichten deines Geschlechts zu erfüllen. Auch ich würde die besonderen Pflichten meines Geschlechts willig erfüllt haben,

wenn nicht damals, als ich noch dazu tüchtig war. . .

Hier unterbrach sich der Alte selbst durch ein kurzes Husten. Caroline saß mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich.

Wenn mich nicht, fuhr der Alte fort, gerade damahls in meinen besten Jahren ein kaltes Fieber. . .

Er machte wieder eine Pause. Caroline machte eine heftige Bewegung mit dem Kopfe. Sie mußte die Zähne zusammen drücken, um das Lachen buchstäblich zu verbeissen. Aber sie veränderte keine Miene.

Der Alte sprach weiter, ungeachtet eine unangenehme Erinnerung stark genug gewesen war, den Faden seiner Periode zu zerreissen. — Ein kaltes Fieber, sagte er, incommodirte mich damahls beinahe fünf Jahre lang, wenn gleich nicht ununterbrochen. Da ich nun, indem das Fieber sehr unregelmäßig intermittirte, nicht wissen konnte, ob es nicht jeden Tag wieder-

kommen würde, die Gesundheit aber zu den Bedingungen des Ehestandes gehört, so ist es nicht meine Schuld, daß ich über die Jahre, in welchen der Mann mit einem Weibe das Eheband knüpfen soll, hinaus gekommen bin. Du aber, meine Nichte, hast keinen Grund, eine dir angetragene vernünftige Partie auszuschlagen. Ich frage dich also noch ein Mal erstens; Warum hast du dem Drosten von Roßwald auf seinen Brief nicht geantwortet?

Weil, sagte Caroline, der Brief des Drosten von Roßwald ein unvernünftiger Brief ist.

Ein unvernünftiger Brief? wiederhohlte staunend der geheime Kammerrath.

Ja, lieber Onkel, ein unvernünftiger Brief! sagte Caroline noch ein Mal. Ich bin versichert, daß Sie, bester Onkel, damahls, als Sie noch das Fieber hatten, keinen solchen Brief geschrieben haben würden, und wär' es an eine Bäuerinn gewesen. Aber Sie haben ja den unvernünftigen Brief selbst gelesen. Gewiß denken

Sie darüber im Grunde, wie ich. Ist es denn genug zu einem vernünftigen Heirathsantrage, daß man zu einem Mädchen sagt: "Ich bin gesund; habe so und so viel jährlich zu verzehren; habe viel Gutes von dir gehört; hätte dich gern zum Weibe?" Meine Vernunft befiehlt mir, dem Manne, der zwischen Personen und Sachen so wenig zu unterscheiden weiß, daß er mich, ohne mich persönlich zu kennen, wie ein Hausgeräth erwerben möchte, nicht zu antworten.

Der alte Kammerrath bückte sich, als versänke er in einer Betrachtung. Freilich, murmelte er endlich, freilich ist das Eherecht zwar ein dingliches, aber doch auch ein persönliches Recht. Eheleute erwerben einander zwar als Sachen, so, daß die Frau dem Manne gehört, und der Mann der Frau, zum wechselseitigen Nießbrauch. Aber da dieser Nießbrauch wechselseitig ist, so besitzen die Ehegatten einander doch als Personen.

Caroline seufzte. Der Kammerrath bemerkte es nicht.

Da dem nun so ist, fuhr der Kammerrath fort, und da du, meine Nichte, aus Achtung für die Menschheit in deiner Person geglaubt hast, dem Drosten von Roßwald auf seinen Antrag nicht antworten zu müssen, so wollen wir die Sache weiter überlegen. Der Drost selbst muß uns den wahren Sinn seines Anliegens erklären. Aber unter diesen Umständen wird es dir, meine Nichte, schwer fallen, einen triftigen Grund anzugeben, warum du, zweitens, auch den Brief des geheimen Kriegsraths von Pilzingen nicht beantwortet hast. Oder war dieser Brief auch unvernünftig?

Ich weiß nicht! sagte Caroline mit einem kleinen Lächeln.

Das weißt du nicht? sagte der Onkel mit seinem gewöhnlichen Erstaunen. Was weißt du denn?

Ich weiß.... sagte Caroline etwas leise und ängstlich. Sie stotterte ungefähr so, wie man im Hause eines Gehenkten, wenn es die Noth erfordert,

vom Stricke spricht. — Ich weiß, sagte sie, daß der Brief des geheimen Kriegsraths von Bilzingen ein übervernünftiger Brief ist.

Der alte Kammerrath ließ vor Erstaunen den Stock fallen, den er zwischen den Knieen hielt, und an dem er im Hause herum zu spazieren pflegte. — Uebervernünftig? rief er aus. Welch ein Begriff! Wie kommt meine Nichte zu einem solchen Begriffe?

Durch Abstraction, lieber Onkel, sagte Caroline freundlich.

Ich besorge, sagte der Onkel, das Ei will klüger seyn, als die Henne. Ich erinnere mich nicht, in irgend einer Kantischen Schrift den Begriff des Uebervernünftigen gefunden zu haben. Was du deine Abstraction nennst, wird daher ohne Zweifel nichts anders seyn, als eine dunkle Anschauung deines inneren Sinnes.

Mein innerer Sinn, sagte Caroline, spricht hier freilich sein Wörtchen mit. Die Unvernunft ist mir ein Abscheu, und die Uebervernunft ein

Ekel. Uebervernünftig nenne ich die Vernünftler, die die Angelegenheiten des gemeinen Menschenverstandes durch philosophische Subtilitäten verwirren; Leute, die meinen, man könne nicht gehen, ohne die Last des Leibes, den der Fuß zu tragen hat, durch algebraische Formeln berechnet, und mit der Härte des Bodens die Härte der Schuhsohle nach allen Kategorien verglichen zu haben. Solche Leute machen die Philosophie zum Gespött. Und solch ein Mensch ist der geheime Kriegsrath von Pilzingen, so weit man ihn nach seinem Briefe beurtheilen kann. Sein Heirathsantrag ist eine Abhandlung über den Ehestand nach Kantischen Grundsätzen. Auf eine Abhandlung kann ich nichts erwiedern.

Das Gesicht des geheimen Kammerraths war während dieser kühnen Rede seiner Nichte röther und röther, und zuletzt braun geworden. Er fühlte sich von dem Wurfe, der nach dem geheimen Kriegsrath von Pilzingen zielte, künftig ge-

troffen. Denn so verhärtet ist kein Pedant, daß er nicht dann und wann merken sollte, daß er einer ist. Aber ehe ein Pedant sich selbst Unrecht gibt, wenn er sich getroffen fühlt, setzt er lieber die ganze Welt in Bewegung, um seine Würde zu vertheidigen. Und wo Niemand ist, den er in Bewegung setzen kann, versteckt er seine Beschämung hinter einer vornehmen Miene. So half sich auch der geheime Kammerrath. Er blickte stolz vor sich hin, und nahm eine Prise Tobak, ohne ein Wort zu sagen. Dann erhob er sich feierlich von seinem Stuhle.

Caroline! fing er an. Ich sehe, daß du lieber witzelst, als philosophirst. Aber ich verzeihe dir. Weil ich dich kenne, habe ich statt deiner gehandelt, und dein Bestes befördert. Die beiden Herren, deren Briefe du nicht beantworten zu müssen nöthig fandest, haben sich an mich selbst gewandt. Ich habe sie zum Besuche eingeladen. Sie sind diesen Mittag unsere Gäste. Du wirst sie, hoff ich, gut unterhalten.

Caroline trat vor Schrecken drei Schritte zurück. Aber auch sie wollte sich heute nichts vergeben. Sie faßte sich im Augenblicke, und erwiederte gelassen: Ihre Gäste, lieber Onkel, sind als Ihre Gäste auch mir willkommen. Ich will thun, was ich kann, um sie als Ihre Gäste zu unterhalten. Ich besorge nur, daß sie sich selbst bei mir schlecht gefallen werden.

Ich verstehe! sagte der geheime Kammerrath. Du unterhieltest dich noch immer lieber mit deinem Lieutenant. Aber wenn du nicht meine Liebe und Achtung verscherzen willst, so laß mich nie wieder etwas von diesem Menschen hören.

Dieser dem Kammerrathe verhaßte Lieutenant war ein junger Herr von S***, ein Freund vom Hause des verstorbenen geheimen Raths, des Bruders unsers alten Kammerraths. Caroline sah ihn gern. Er sah sie noch lieber. Aus ihrer gegenseitigen Zuneigung wurde Liebe. Und Caroline'ns Vater ließ sich ein Verständniß

gefallen, das ihm aus mancherlei Nebenursachen vortheilhaft war. Aber der Kammerrath dachte anders. Er hatte gegen den Vater des jungen S*** einen Proceß verloren, und haßte, mit aller seiner Philosophie, den Vater im Sohne, ungeachtet er den Sohn nie gesehen hatte. Als er Caroline'n aus der Residenz *** abhohlte, erklärte er, daß ihm der junge S*** nicht vor die Augen kommen dürfe. Caroline schwamm in Thränen. Aber auf einmal schien sie ganz anderen Sinnes geworden zu seyn. Niemand begriff, wie es zuging. Sie reisete ruhig mit dem Onkel nach Westphalen ab, wo sein Landgut über vierzig Meilen weit von der Residenz *** lag. Bald darauf nahm der Lieutenant von S*** Urlaub auf zwei Jahr, und verschwand. Niemand wußte, wo er geblieben, oder was aus ihm geworden war.

An diesen verschwundenen Lieutenant erinnerte jetzt der alte Kammerrath seine Nichte, ohne daß diese es übel nahm. Sie war nur in

Verlegenheit wegen einer Antwort. In dem Augenblicke erhob sich draußen im Hofe ein gewaltiges Geschrei. Mehrere Stimmen riefen: "Feuer! Feuer!"

Der Kammerrath und seine Nichte stürzten nach dem Fenster zurück. Sie sahen hinaus. Sie sahen Knechte und Mägde durch einander hin und her laufen, und zitternd und schreiend nach dem Gipfel des Hauses zeigen. Was gibt es? rief der Kammerrath hinunter. Man bemerkte ihn nicht. Man hörte ihn nicht. Die Leute im Hofe schaueten und zeigten nur in die Höhe, und liefen und schrien. Endlich, als Caroline schon die Treppe hinunter geflogen war, um selbst Kundschaft einzuziehen, der geheime Kammerrath aber, an allen Gliedern bebend und entgeistert, sprachlos, mit offenem Munde, allein am Fenster stand, bemerkte ihn nur eine alte Frau, die denn auch sogleich anfing, mit beiden Händen zu winken und im Zetergeschrei ihm zuzurufen: "Ach, retten sich Ihro Gnaden!"

Indem kam auch Caroline wieder herauf gesprungen. Mit ihr kam der Jäger Heinrich, ein schöner schlanker Bursche von drei bis vier und zwanzig Jahren, der Liebling der ganzen Hausgenossenschaft, und auch von dem alten Kammerrath, dem er nun zwei Jahr diente, wohl gelitten.

Heinrich! Was gibt's? stotterte der Kammerrath, außer Fassung.

Nichts Gutes, gnädiger Herr, sagte Heinrich. Aber kommen Sie mit uns in das Försterhaus. Denn in unserm Hause brennt es.

Der Kammerrath wußte mit aller seiner Philosophie nicht mehr, wo rechts und wo links war.

Heinrich! lieber Heinrich! rief er, immer stotternd, und ohne von der Stelle zu gehen. — Ich habe .... lange darüber nachgedacht .... ob nicht .... bei Feuersgefahr .... die Handspritzen .... als Klystierspritzen gebraucht...

Caroline und Heinrich konnten selbst in dieser Schreckensscene sich des Lachens nicht enthalten. Sie wollten den Alten fortziehen. Er wollte nicht gezogen seyn. Er wehrte sich. Er stotterte weiter: Ich versprach mich... Ich wollte sagen.... ob nicht die Klystierspritzen .... als Handspritzen gebraucht....

Ueberlegen Sie das, gnädiger Herr, im Försterhause! antwortete Heinrich. Kommen Sie, oder Sie verbrennen!

Halb getragen, halb gezogen, wurde der geheime Kammerrath von seiner Nichte und seinem Jäger die Treppe hinunter transportirt, während er, immerfort demonstrirend, von seiner Meinung sprach, wie man Versuche machen solle, sein Haus zu retten.

So bald der alte Mann in Sicherheit war, fanden sich auch die übrigen Domestiken zu seiner Hülfe ein. Heinrich der Jäger aber trieb sie Alle, als ob er jetzt der Herr wäre, wieder hinaus, bath Caroline'n, ihren

Onkel nicht zu verlassen, und eilte zurück in den Tumult, um Anstalten zum Löschen zu treffen. So wie er zu ordnen und zu regieren anfing, wußte Jeder, was er zu thun hatte. Die Feuerspritzen wurden herbei geschafft, und gehörig benutzt. Wie ein commandirender General, war Heinrich der Jäger überall. Alles fügte sich, als ob es verabredet wäre, unter seine Befehle. Ehe eine halbe Stunde verging, war das Feuer gelöscht. Nur eine dampfende Ecke am Hause zeugte von dem überstandenen Unglück.

Die Freude, die sich auf dem Gesichte Caroline'ns mahlte, als sie die Thaten des Jägers Heinrich sah und rühmen hörte, würde vielleicht selbst ihrem Onkel verdächtig vorgekommen seyn, wenn der arme Mann nicht genug mit sich selbst zu thun gehabt hätte, um seine volle Besinnung wieder zu gewinnen. Als er dann endlich begriff, daß sein Haus gerettet und fast nichts darin zu Grunde gerichtet sey, und daß er

dieses Glück der Unerschrockenheit und den klügen Anstalten seines Jägers Heinrich verdanke, reichte er diesem feierlich die Hand, und sagte: "Heinrich, Ihr seyd ein praktischer Mann. Ihr habt mich zu Euerm Schuldner gemacht. Ich weiß Eure Verdienste zu erkennen, und werde sie belohnen."

Heinrich verneigte sich. Alle Stimmen wurden zum Chor, sein Lob zu verkündigen.

Nachdem man sich von dem Schrecken so ziemlich erhohlt hatte, fielen dem Kammerrath die beiden Gäste ein, die er zum Mittagsessen erwartete. Gern hätte er sie wieder abbestellt; denn noch immer nicht recht wieder in sich selbst zu Hause, fühlte er sich unfähig, die Würde der Philosophie in seiner Person zu behaupten. Aber Caroline selbst bath ihn, sich durch einen kleinen Unfall nicht in seinem vernünftigen Vorsatze irre machen zu lassen. Es mußten also Anstalten getroffen werden, die

erwarteten Freier, so gut es gehen wollte, zu empfangen und zu bewirthen.

Gegen Mittag, als Alles im Hause wieder in der alten Ordnung ging und kam, und als der nahrhafte Geruch aus der wieder belebten Küche schon einen Vorschmack von den Freuden der Tafel verbreitete, suchte Caroline ihren Onkel in seinem Meditations-Zimmer auf. Sie bath ihn um eine besondere Gnade. Sie wünsche, sagte sie, die beiden Herren, die es der Mühe werth gefunden, um sie zu werben, genauer kennen zu lernen. Im allgemeinen Gesellschaftsgespräche sey man von allen Seiten eingeschränkt. Sie wünsche also, jeden der beiden Freier allein zu sprechen, ehe sie sich mit ihnen in der Gesellschaft unterhielte.

Der alte Kammerrath fand das Verlangen seiner Nichte vernünftig. Die nöthigen Verabredungen wurden bald getroffen. Caroline sollte im Gartensaale einen Privat-Besuch von

ihren beiden Verehrern erhalten. Wer von ihnen zuerst ankäme, sollte sich ihr zuerst präsentiren. Die ganze Unterhaltung sollte ohne Zeugen vor sich gehen. Nicht eher, als bis der erste Liebhaber wieder abgetreten sey, sollte der zweite erscheinen. So erwarteten, Caroline im Gartensaale, der Onkel in seinem Meditations-Zimmer, die Ankunft der Fremden.

Die Fremden kamen. Zuerst nahte sich der geheime Kriegsrath von Pilzingen. Er kam gefahren. Sein Wagen sollte eine Berline seyn, nach dem neuesten Pariser Geschmacke. Es war auch zu seiner Zeit eine Berline gewesen. Aber als sie von dem Herrn von Pilzingen für einen billigen Preis erstanden wurde, war sie schon an zehn Stellen zerbrochen. Ein Künstler, der mehr auf die Dauer, als für den Geschmack arbeitete, besorgte die Reparatur. Die renovirte Berline erschien nun, mit ihrem leichten und schwebenden Kasten auf dem plumpen Gestelle und auf Frachtwagenrädern, wie ein Französischer

Deutscher. Im Geschmacke des Wagens waren die Thiere, die ihn zogen; zwei Rappen, geengländert und mit abgeschnittenen Ohren, vom Herrn von Pilzingen, als dem Meistbiethenden, in einer Versteigerung der unbrauchbaren Pferde des fürstlichen Marstalls erkauft. Von feiner Raße waren die Rappen, und vor zwanzig Jahren schön gewesen. Jetzt krankten sie an der Flußgalle und am Hahnentritt. Auch der Kutscher war ein gesetzter Mann, der keinem Thiere zu viel that. Ehe ihn Herr von Pilzingen in seine Dienste nahm, war er ein Invalide. Seine erprobte Vorsicht bewies ein voller Sack voll Hafer, den er nebst einem Bündel Heu der eleganten Berline hinten auf geknebelt hatte, aus Furcht, unter Weges Mangel an Fourage zu leiden. Zu seiner Seite saß im grauen Roquelaure der Kammerdiener des Herrn von Pilzingen, ein wissenschaftlicher Mann. Er hatte Theologie studirt, wurde im Schulmeister-Seminarium abgewiesen, gefiel aber

als ein Denker seinem dermaligen Herrn, der Gelehrte dem Gelehrten.

Ohne Gefahr, umgeworfen zu werden, gelangte Herr von Pilzingen vor dem Hause des Kammerraths von Wiesenberg an. Bedachtsam, nicht ohne Zittern, kletterte der gelehrte Kammerdiener von seiner luftigen Höhe herab, den Wagen zu öffnen. Die Oeffnung erfolgte; und man erblickte den geheimen Kriegsrath in Galla.

Herr von Pilzingen war ein Mann in seinen besten Jahren; das heißt, der Haarwuchs über seiner Stirn wich schon merklich zurück, und auf seinem Hinterhaupte entblühte eine Lilie im schwarzen Felde. Von Statur war er mehr klein, als groß, viel versprechend, und breit von Schultern. Feierlich war der Ausdruck aller Züge seines gelblich grauen Gesichts. Feierlichkeit sprach aus seiner kleinsten Bewegung. Das Licht seiner runden Augen stahl sich, wie flimmerndes Mondlicht, unter dem schattenden Busch-

werke seiner Augenbraunen hervor, leuchtend ohne zu wärmen, also auch, ohne zu zünden. Unverständige nannten den Ausdruck seines ganzen Gesichts Trübseligkeit. Aber schon der Zug um seinen Mund widerlegte sie. Denn um die vollen Africanischen Lippen schwebte ein unbeschreiblich süßes Lächeln der Selbstgenügsamkeit. Das Gedrückte, das Einige als ein sichtbares Resultat unglücklicher Prätensionen in seinem ganzen Wesen entdecken wollten, hob den Effect jener Züge nicht auf. Zwar fürchtete man sich nicht, wenn man den Herrn von Pilzingen ansah. Aber er wollte auch, als ein Weiser, Ehrfurcht, nicht Schrecken und Besorgniß einflößen. Nur die Schönheit sollte sich in seinem Inneren und Aeußeren zu der Weisheit, oder, wie er auch wohl selbst sprach, die Anmuth zu der Würde gesellen. Sein reines Geschmacksurtheil beurkundete er durch seine Kleidung nicht minder, als durch sein stattliches Fuhrwerk. Schwarz war sein Kleid, nach dem neuesten Schnitt. Eine

gestickte, von weißem Atlas etwa zwanzig Jahr früher verfertigte Weste hing ihm mit ihren langen Taschen bis auf die Knie herab, wo sie wieder schwarzen Boden begränzte. Filet-Manschetten spielten um die Finger des Denkers. Ein Haarbeutel von zierlicher Gestalt, künstlich befestigt an den wenigen Extremen des ungepuderten Haarwuchses, deckte seinen Nacken.

Der geheime Kammerrath von Wiesenberg war nicht wenig erfreut, einen Mann kennen zu lernen, dessen Geist dem seinen so nahe verwandt schien. Nur in Ansehung des reinen Geschmacksurtheils, übertraf Herr von Pilzingen den Herrn von Wiesenberg. Auch gestand er diesem in der ersten Viertelstunde, er, der Herr von Pilzingen, sey Mitarbeiter an der Jenaischen Literatur-Zeitung, unter der Rubrik: Schöne Künste.

Nicht unangenehm war es auch dem Herrn von Pilzingen, zu vernehmen, daß die Dame,

von deren philosophischem Geiste er Wunderdinge hatte erzählen hören, ihn sogleich in einem Tete-a-Tete bewillkommen wolle. Schon blickte er in die Zukunft auf den Segen eines philosophischen Ehestandes, an dem die Sinnlichkeit keinen Antheil hätte. Sein Verstand erhob sich auf den Flügeln der kalten Begeisterung. So trat er, von dem geheimen Kammerrath an die Thür des Gartensaals, aber nicht weiter, geleitet, zu Caroline'n.

Caroline saß in einer Ecke des Gartensaals, und spielte mit einer kleinen Katze.

Entsetzen überfiel den geheimen Kriegsrath. Auf die Katze hatte er schlechterdings nicht gerechnet. Lesend, oder schreibend, oder wenigstens meditirend seine Geliebte zu finden, das gehörte durchaus in seinen Plan. Nur auf diesen Fall hatte er eine Anrede ausgedacht, während der alte Kammerrath ihm die Geschichte der Feuersnoth erzählte, an welcher Herr von Pilzingen keinen Theil nahm. Nun fand er seine Dame spielend,

Und mit einer Katze? Er sah von Caroline'n nichts mehr. Seine Augen ruhten auf dem unschuldigen Kätzchen.

Mit der einfältigsten Miene, die ein kluges Mädchen annehmen kann, sah Caroline den Philosophen an. Sie stand nicht auf. Sie ließ die Katze nicht los. Sie nickte nur dem geheimen Kriegsrathe dumm und freundlich zu, und sagte: "Ihre Dienerinn!"

Der geheime Kriegsrath verneigte sich, und sagte: "Ihr Diener!"

Es erfolgte eine feierliche Pause. Der Herr von Pilzingen stand sprachlos. Caroline streichelte stillschweigend dem Kätzchen den Rücken. Das Thierchen selbst schien diese Pause langweilig zu finden. Es stimmte ein rührendes und zartes "Miau!" an.

Auf Ein Mal schien sich Herr von Pilzingen zu besinnen. Gleichgültig, aber doch höflich, ging er ein Paar Schritte auf Caroline'n zu. "Hier ist, sagte er, ein kleiner Irrthum vor-

gefallen. Ich suchte das Fräulein Caroline von Wiesenberg, Tochter des verstorbenen geheimen Raths von Wiesenberg, Nichte und Pflegetochter des Herrn Kammerraths gleichen Nahmens."

I! sagte Caroline, die brauchen Sie nicht weit zu suchen. Die sitzt hier.

Da stand der Herr von Pilzingen wieder in der alten Bestürzung. — Die Kantianerinn? murmelte er.

Ja, sagte Caroline, so nennt mich immer mein Onkel; und der muß es doch wohl besser wissen.

Sie studiren die Philosophie nach Kantischen Grundsätzen? fragte der Herr von Pilzingen.

O ja! sagte Caroline, und zupfte am Barte ihres Kätzchens.

Ich bin der geheime Kriegsrath von Pilzingen! sagte derselbe.

Das ist ja schön! sagte Caroline.

Ein neues Licht ging dem Herrn von Pilzingen auf. Daß ein Mädchen, von dessen aus-

gezeichneten Geistes-Talenten er so Vieles und von so Vielen gehört hatte, in einem solchen Grade einfältig seyn sollte, wie dieses Fräulein von Wiesenberg zu seyn schien, konnte er nicht glauben. Er erklärte sich also in der Geschwindigkeit ihre scheinbare Einfalt als Unschuld. — Der Begriff des Ehestandes, sagte er zu sich selbst, hat auf die Phantasie dieser unschuldigen Denkerinn gewirkt. Die erregte Phantasie hat dagegen diesen Begriff, und durch diesen Begriff alle übrigen Begriffe in Beziehung auf den Ehestand, als etwas Gegebenes, in ihrem Verstande verdunkelt. Diese Verdunkelung, die ihrer Natur nach nur vorüber gehend ist, wird sich um so eher verlieren, wenn ich der Unschuldigen mein Anliegen in klaren Worten darlege.

Mit Wohlgefallen und mit dem Stolze der männlichen Ueberlegenheit betrachtete er nun Caroline'n, die von ihrer Seite alles Mögliche that, um die Miene der wahren Dummheit zu

behaupten. Der Herr von Pilzingen sah in dieser Miene nichts anders mehr, als den Reitz der Unschuld. Voll Zuversicht pflanzte er sich dicht vor Caroline'n hin, stemmte beide Arme in die Seiten, und fing an, wie folgt:

Meine Freundinn! Ich beziehe mich, indem ich zu Ihnen mündlich rede, auf die schriftliche Erklärung, die ich bereits vor sechs Wochen von mir gegeben habe. Ihre Unschuld ist ohne Zweifel das Hinderniß, das sie nicht aus dem Wege räumen konnten, als Sie mir nicht zu antworten schienen. Aber eben diese Unschuld sagt mir in Ihren Blicken, daß Sie mir dennoch in Gedanken geantwortet haben.

Das hab' ich wohl bleiben lassen! fiel Caroline ein. — Die Popularität dieses Ausdruckes setzte den philosophirenden Redner von neuen in Verlegenheit. Aber er fuhr fort:

Mein Geschäft ist, Ihre Unschuld, meine Freundinn, mit Ihrer philosophirenden Vernunft auszugleichen, und dadurch Ihnen selbst

den Schlüssel zu der Antinomie Ihres Wesens in die Hand zu geben.

Wo haben Sie denn den Schlüssel? fragte Caroline.

Herr von Pilzingen stutzte. Aber er fuhr fort:

Auch die Unschuld, als eine Geschlechtseigenschaft. . . .

Caroline wandte ihr Gesicht weg. Herr von Pilzingen sprach weiter:

. . . muß der Wahrheit weichen, die kein Geschlecht hat. Um aber der Wahrheit theilhaftig zu werden, muß man nicht rhapsodisch, sondern systematisch verfahren. Es kommt demnach in meinem gegebenen Verhältnisse zu Ihnen zuförderst auf den Begriff derjenigen Liebe an, durch die ich Sie mit mir zu vereinigen hoffe. Ich liebe Sie, mein gnädiges Fräulein, nicht rhapsodisch, sondern systematisch. Ich habe meine Liebe nach allen Kategorien, also vollständig, geprüft. Daher brauche ich nicht zu erröthen, wenn ich sie öffentlich an den Tag

lege. Meine Liebe ist erstens, der Quantität nach, eine einzelne, aber doch durch die Allgemeinheit modificirte Liebe. Ich liebe Sie nicht bloß als ein Individuum. Ich liebe die ganze Menschheit in Ihrer Person. Indem ich aber die Menschheit in ihrer Person liebe, liebe ich Ihre Person als etwas Besonderes in der Menschheit. Demnach liebe ich nicht Ihre Person als etwas der Menschheit entgegen Gesetztes, sondern ich liebe die Menschheit als etwas auch in Ihrer Person Gesetztes. Mithin ist meine Liebe in Ihrer Person gesetzt, und der gesammten Menschheit entgegen gesetzt, so fern die Menschheit in Ihrer Person gesetzt ist.

Wollen Sie sich nicht auch setzen? Sie stehen sich ganz müde! sagte Caroline.

Herr von Pilzingen stutzte wieder. Aber im Paroxysmus seiner Philosophie sah er in der schönen Kantianerinn auch eine Wissenschafts-Lehrerinn oder Setzerinn, setzte sich also auf

keinen Stuhl, sondern bloß auf sich selbst, und fuhr fort:

Die Liebe, die ich für Sie empfinde, ermüdet nicht; denn sie ist zweitens, der Qualität nach, reine Liebe, das ist, eine Liebe, die nicht pathologisch ist, mithin auch keinen Grad hat. Ich bin nicht in Sie verliebt, mein gnädiges Fräulein, und ich hoffe, daß Sie eben so wenig in mich verliebt sind.

Nein, wahrhaftig nicht! sagte Caroline.

Herr von Pilzingen fuhr fort: Wir wollen ja auch einander nicht essen, sondern wir wollen einander lieben. Das Verliebtseyn aber ist, wie es einer unsrer kritischen Philosophen vortrefflich bezeichnet, "ein wechselseitiger Appetit zu einander, und, als solcher, eine Wegwerfung der Menschheit in eigner Person."

Caroline, die das Buch, in dem diese klassische Stelle vorkommt, noch nicht kannte, brach in ein Gelächter aus, durch das sie um ein Haar aus ihrer Rolle gefallen wäre. Aber sie

faßte sich wieder, und sagte in dem vorigen Tone: Ich habe nicht den geringsten Appetit zu Ihnen.

Herr von Pilzingen lüpfte die Nase. Seine Philosophie kam in eine peinliche Collision mit seiner Eitelkeit. Aber er durfte nicht inconsequent werden, wenn er ein Philosoph bleiben wollte. Er fuhr fort:

Vortrefflich! Wir werden nie in einander verliebt werden, um so weniger, da meine Liebe drittens, der Relation nach, keine substantielle Liebe, sondern etwas durch reine Causalität Gegebenes, und als solches zur Wechselwirkung Bestimmtes ist. Zu dieser Wechselwirkung aber müssen auch Sie auf Ihrer Seite sich entschließen, und eben dadurch die Deduction meiner Liebe vollenden. Dieses aber können Sie, so bald Sie wollen. Denn meine Liebe ist viertens, der Modalität nach, zufällig, wenn gleich wirklich. Und nun, da ich voraussetzen darf, daß Sie mich verstanden haben, frage ich Sie: Sind Sie mit mir in eheliche Verbindung zu treten gesonnen?

Behüthe Gott! rief Caroline jähnend mit vielem Anstande, indem sie von dem Herrn von Pilzingen weg sah.

Dieses kategorische "Behüthe Gott!" schlug alle ersonnenen Hoffnungen des Herrn von Pilzingen nieder. Seine Eitelkeit fand keinen Schutz mehr bei seiner Dialektik. Spöttisch und stolz sagte er: Sie haben mich, wie ich zu spät merke, nicht verstanden!

Caroline antwortete nichts. Sie spielte mit dem Kätzchen.

Das Knurren eines unvernünftigen Thiers, sagte Herr von Pilzingen immer bitterer, scheint Sie mehr zu interessiren, als mein Antrag!

O ja! sagte Caroline lächelnd.

Das war dem philosophirenden Liebhaber zu viel. Sein höhnischer Blick wurde grimmig. Ob Caroline so radical einfältig war, wie sie ihm nun erschien, oder ob sie ihn nur zum Besten haben wollte, wurde ihm in der That zweifelhaft. Aber seine Eitelkeit wollte, daß er

das Erste annahm. Zitternd vor Erbitterung, zwang er sich zu einem vornehmen Lächeln.

Wer Ihnen, mein gnädiges Fräulein, den Titel einer Philosophinn aufgeheftet hat, wird ohne Zweifel eine besondere Katzen-Philosophie im Sinne gehabt haben. Ich wünsche Ihnen einen Ehegatten, der Ihrer würdig ist!

Mit diesen Worten, in denen er etwas Witziges und Treffendes gesagt zu haben meinte, drehte sich Herr von Pilzingen herum, verneigte sich spöttisch von der Seite, und schrit lachend aus der Thür, die er hinter sich zuwarf.

Unterdessen war auch der zweite der erwarteten Freier Coroline'ns, der Drost von Roßwald, bei dem alten Kammerrath angekommen; aber nicht ganz so glücklich, als Herr von Pilzingen. Zu Pferde hatte er die Reise gemacht; denn er haßte das Fahren. Aber er mochte reiten, fahren, oder gehen, so sah man ihm doch nicht an, daß er studirt hatte, wie man es nennt. Gleichwohl hatte er aus Jenaischen Vorlesungen über die

reine Philosophie, wenn auch nichts weiter, doch wenigstens dieß gelernt, mit souveräner Verachtung auf alle die herab zu sehen, die nicht auf den Bänken gesessen hatten, auf denen damals auch er saß. Uebrigens verstand er sich besser auf Pferde und Hunde, als auf Kategorien und Ideen. Sein Geld hatte ihn bald nach seiner Rückkunft von der Universität zum Drosten befördert. Nun bedurfte er auch eine Frau. Was für eine? Darüber konnte er mit sich selbst nicht einig werden, bis ihm einer seiner Freunde Caroline'n von Wiesenberg vorschlug. Anfangs wollte ihm der Begriff einer philosophischen Frau nicht in den Kopf. Zuletzt aber schmeichelte dieser Begriff so sanft dem Stolze, den er von der Universität mitgebracht hatte, daß er eigenhändig den Brief an Caroline'n schrieb, der, wie wir schon wissen, unbeantwortet blieb. Auf die Einladung des alten Kammerraths kam er daher geritten. Ein ungeheurer Renommisten-Hut bedeckte seinen Kopf und seine Schultern. Zwei Stiefeln,

die ihm hoch an den Schenkeln hinauf reichten, sicherten Fuß und Schenkel vor Quetschungen; aber nicht — vor dem Falle. Denn als der Drost bei'm Eintritte in den Wiesenbergischen Hof von einem großen Hofhunde angebellt wurde, glaubte er, mit seiner Hetzpeitsche den Schimpf rächen zu müssen. Indem der Hofhund dem gewaltigen Streiche entwich, bäumte sich das stolze Pferd des Drosten. Es schlug über, und warf, so laut auch hinter ihm der Reitknecht schrie, sich und seinen Herrn in eine Pfütze.

Fluchend hob sich der Drost wieder auf, und strafte sein Thier. Zum Glücke an Haut und Haar nicht beschädigt, nur vom Kopfe bis zu den Füßen mit Koth bespritzt, stampfte er den Boden, warf den Zügel dem Reitknechte zu, und schritt zu Fuß über den Hof nach dem Wohnhause des geheimen Kammerraths, der ihn hatte stürzen sehen, und zitternd schon auf der Treppe stand, den heroisch unglücklichen Gast zu empfangen.

Der Empfang war höflich, aber nicht ungezwungen. Der alte Kammerrath hatte, wie wir wissen, der Grundsätze viel; und der Drost fuhr fort, gegen alle Grundsätze des Kammerraths, sein Herz durch entsetzliche Flüche zu erleichtern. Auch der Schmutz, der sich zu dem männlichen Putze des Drosten gesellt hatte, setzte den sauber gekleideten Alten in weit größere Verlegenheit, als den Drosten selbst. Dieser, über dergleichen Schwachheiten selbst als Freier erhaben, wollte sich weder trocknen, noch reinigen lassen.

Wenn Ihre Nichte eine Philosophinn ist, sagte der Drost zum Kammerrath, so wird sie in dem Kothe, den ich mitbringe, uichts weiter sehen, als faules Wasser und Erde.

Allerdings, murmelte der alte Kammerrath; aber doch, weil das gegenwärtige Wasser, das Sie mitbringen, nicht frisch, sondern faul ist, wie Sie selbst bemerken. . .

So bin doch Ich, bei'm T**! darum nicht faul, sondern noch immer frisch! fiel der Drost ein.

Weiter waren sie im Gespräche nicht vorgerückt, als der geheime Kriegsrath mit dem Blicke, den wir schon kennen, aus dem Gartensaale zurück eilte.

Ah! hob er an, als er den Drosten erblickte. Da ist ja schon für Fräulein von Wiesenberg das Eine, das Noth ist.

Der Drost sah den Herrn von Pilzingen seitwärts an. Beide hatten schon ein Mal eine Fehde zusammen gehabt. Sie haßten einander herzlich.

Sie haben meine Nichte gesprochen? fragte ängstlich der Kammerrath.

O ja! antwortete der Herr von Pilzingen mit nachahm.ndem Tone. Sie kennen es ja wohl, Herr geheimer Kammerrath, dieses viel bedeutende, philosophische: "O ja!" Ich eile, mich Ihnen sowohl, als dem Fräulein "O ja!" unterthänigst zu empfehlen.

Der bebende Kammerrath glaubte, Ungarisch oder Böhmisch zu hören. Mit blauen Lippen

stammelte er, gegen den Drosten gewandt, die Verabredung heraus, die er mit seiner Nichte getroffen.

Und der Herr da, rief der Drost, auf den Herrn von Pilzingen zeigend, kommt unzufrieden zurück? Hier muß man das Eisen schmieden, ehe es kalt wird.

Der geheime Kammerrath, der kaum noch wußte, was er that, und der überdieß befürchtete, daß die beiden Freier von den Reden zu schrecklichen Thaten übergehen möchten, führte sogleich mechanisch, und so schnell, als seine alten Füße sich bewegen wollten, den Drosten nach dem Gartensaale.

Glück auf den Weg, Herr Eisenschmidt! rief der Herr von Pilzingen dem Drosten nach, zwar nur halb laut, aber doch so, daß es der Drost noch hörte.

Unterdessen hatte Caroline, nachdem sie sich durch herzliches Lachen ein wenig Luft gemacht, sich in der Geschwindigkeit in eine andere Rolle ge-

worfen. Das Kätzchen wurde hinter dem Herrn von Pilzingen aus der Thür transportirt. Darauf zog das muthwillige Mädchen einen Quartantən hervor, den sie zu diesem Zwecke aus der Bibliothek ihres Onkels entführt, und im Gartensaale unter dem Canapee versteckt hatte. Sie legte den Quartanten aufgeschlagen auf ein Notenpult, das schon in Bereitschaft stand. Vor das Notenpult stellte sie einen Stuhl. Dann nahm sie eine uralte schwarze Dormeuse, setzte diesen mystischen Hauptschmuck über ihr schönes, braunes Haar, kniete auf dem Stuhl vor dem Pult, stützte den Kopf auf die Hand, und blickte starr in das aufgeschlagene Buch.

Herr von Roßwald, der Drost, trat herein. Caroline blieb unbeweglich in ihrer Stellung. Der Drost verneigte sich. Caroline blickte nicht auf. Der Drost trat näher. Caroline fing an, laut zu lesen:

"Prodibant Chasadim per orificium Jesod intra Arich Anpim et Gebhurod."

Ein Schauder überlief den sonst nicht unbeherzten Drosten. Er verstand zwar auch ein wenig Latein; aber solches Latein hatte er in seinem Leben nicht gehört. Der dumpfe Ton, in dem Caroline las, dazu die schwarze Dormeuse, und die ungewöhnliche Stellung der Lesenden, mußten ihn auf den Gedanken bringen, er sey durch ein Versehen zu einer Wahnsinnigen in das Zimmer gekommen. Leise und unbemerkt wollte er sich schon zurück ziehen. Aber Caroline hörte dennoch den Tritt der mächtigen Stiefeln. Mit Heftigkeit richtete sie sich auf. Sie sah den Drosten mit einem solchen Blicke an, daß er vor Schrecken stehen blieb. Halt! rief sie ihm mit verstärkter Stimme zu. So entwischt man mir nicht. Wer sind Sie?

Wäre sie bei diesen Worten aufgestanden, so hätte der Drost ohne Zweifel die Flucht genommen. Da sie aber in der knienden Stellung auf ihrem Stuhle blieb, faßte er Muth, wenigstens

einige Augenblicke noch die furchtbare Erscheinung zu betrachten.

Ich bin, sagte er, — immer noch in der Meinung, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe, — ein gefallener Ritter, wie die Nässe meines Gewandes beweiset.

Hochmuth kommt vor dem Falle! sagte Caroline, indem sie den gefallenen Ritter von oben bis unten mit stolzen Augen maß. Sie mußte sich aber sogleich wieder wegwenden. Der Drang zum Lachen drohte sie, zu ersticken.

Sind Sie ein Philosoph, sagte sie, ohne den Drosten anzusehen, so treten Sie näher! Denn ich bin eine Philosophinn.

Doch nicht ... fing der Drost fragend an, Er konnte aber nicht ausreden vor Erstaunen.

Doch ja! fiel Caroline in seine Pause ein. Ich bin Caroline von Wiesenberg, und Sie sind der Drost von Roßwald. Das sagen mir meine Geister.

Ihre Geister? fragte murmelnd der Drost.

Geduld nur! sagte Caroline. Sie werden sie zu Ihrem Verderben früh genug näher kennen lernen, diese Elementar-Geister, und dazu den Astaroth der Sie stürzte. Das sagt mir dieses Buch! Es heißt Cabbala denudata.

Gerechter Gott! rief der Drost. Wie kommen Sie zu der Lectüre?

Durch mich! antwortete Caroline. Mein Ich setzt sich selbst, und durch sich selbst setzt es alle Geister, indem es sich ihnen entgegen setzt. Darum beugen sich die Geister vor meiner Macht; denn sie sind nur, so fern ich sie setze. Die reine Cabbala ist die reine Geisterwissenschaftslehre, die mit dem Ich sich selbst setzt. Haben Sie mich verstanden?

Noch nicht ganz! sagte der Drost etwas spöttisch.

Noch nicht? fragte Caroline mit dem Ausdrucke des höchsten Stolzes. Und Sie bieten mir eine Hand, die Ihr Kopf noch nie regiert hat? Wissen Sie denn, daß Sie, wenn

ich Ihnen meine Hand gebe, mein werden, dergestalt mein, daß ich Sie, wenn Sie mir entlaufen wollen, einfangen lassen kann, wie ein entlaufenes Hausthier!

Schüchtern erwiederte der Drost: Gnädiges Fräulein, Sie verwechseln vielleicht die Personen. Der Mann hat das Recht, die entlaufene Frau einfangen zu lassen, wenn gleich nicht eben wie ein Hausthier.

O! rief Caroline, unheilbarer Ignorant! Erwirbt nicht die vernünftige Frau den unvernünftigen Mann, wie man ein Hausthier erwirbt? Und das so begründete Recht heißt das Pantoffelrecht. Denn ein solches Hausthier wird gezüchtigt von der Frau mit dem Pantoffel. Hat sie aber keinen Pantoffel zur Hand, so nimmt eine gelehrte Frau auch wohl einen Quartanten, wie zum Beispiel....

Indem sie das Letzte sagte, faßte sie die Cabbala denudata mit der rechten Hand, erhob den Arm, stand vom Stuhle auf, und machte

Miene, gegen den Drosten vorzuschreiten. Aber der Drost, der einen solchen Sturm so wenig abzuschlagen, als ihn sich geduldig gefallen zu lassen Lust hatte, rief: "Alle guten Geister!" und rannte, daß unter seinen Stiefeln der Boden dröhnte, aus der Thür, in die er gekommen war. "Das ist ein Drache!" rief er, als der Feind die Thür hinter ihm zuschlug, und ihn nicht verfolgte.

So bald der Drost entflohen war, eilte die Siegerinn, die nun ihre Rolle ausgespielt hatte, mit der schwarzen Dormeuse und dem Quartanten in der Hand, durch eine Seitenthür in den Garten. Der Drost aber, vor Verwunderung und Entsetzen außer sich, begegnete nicht weit von der Hausthür dem geheimen Kriegsrathe von Pilzingen. Dieser hatte indessen, während auf seinen Befehl wieder angespannt wurde, in d-r Unterhaltung mit dem Kammerrathe in solchen Ausdrücken von Caroline'n gesprochen, daß der alte Mann, als Onkel und

Pflegevater, sich schwer beleidigt fühlte, und auf sein Zimmer ging, um Alterir-Pulver zu nehmen. So wie Herr von Pilzingen den Herrn von Roßwald erblickte, und ihm wohl ansah, daß sie Beide ungefähr dasselbe Schicksal gehabt hatten, redete er ihn mit triumphirenden Lächeln an: Und auch Sie, mannhafter Ritter, haben die Schöne nicht gewonnen?

Das Dormeusen-Gesicht! Ein ganzer Drache! sagte der Drost.

Nun! sagte der geheime Kriegsrath, spöttelnd auf seine Manier. Sie werden doch nicht eine Gans für einen Drachen angesehen haben?

Die Frage kam dem Drosten zur gelegenen Minute. Er verstand nicht, was Herr von Pilzingen mit seiner Gans eigentlich wollte; aber daß Spott in der Frage liegen sollte, verstand er. Sein alter Haß gegen den Mann, den der Zufall nun auch zu seinem Nebenbuhler gemacht hatte, wachte mit Ungestüm auf. Er erinnerte sich des Titels, den ihm dieser Mann nachgerufen.

Und mit Zuversicht faßte er den geheimen Kriegsrath bei'm Kragen. — Apropos! sagte er, ehe wir untersuchen, was eine Gans oder ein Drache ist, haben wir noch ein Wort über einen Eisenschmidt zu sprechen. Wenn's gefällig ist, schmieden wir geschliffenes Eisen zusammen.

Nun ja doch! antwortete der geheime Kriegsrath. Nur bitte ich, mich nicht so zu packen!

Packen? wiederhohlte furchtbar fragend der Drost, ließ den Kragen los, und schlug mit geballter Rechte gegen den Herrn von Pilzingen, der sich aber in demselben Augenblicke unter dem Streiche weg wand, und die Flucht nahm. Die Wendung, die Herr von Pilzingen machte, hatte ihm die Richtung gegen den Gartensaal gegeben. Dort hoffte er, so gut er in der Bestürzung hoffeu konnte, den Schutz zu finden, den ihm sein Arm versagte. Der Drost aber setzte ihm nach. Laut klirrten an seinen Stiefeln die Spornen.

Gnädiges Fräulein! rief Herr von Pilzingen, indem er in den Saal stürzte. Aber da war kein gnädiges Fräulein. Halb ohnmächtig, wollte er sich durch die andere Thür in den Garten retten. Aber Caroline hatte diese Thür hinter sich verschlossen. Da sanken die Arme des geheimen Kriegsraths. Erst in dem Augenblicke, als der Drost ihn wieder bei'm Kragen ergriff, ermannte er sich zu guter Letzt. Er riß fallend den Gegner, der im Zuschreiten war, mit sich gegen den Boden. Aber zugleich erhob er ein Jammergeschrei wie der Kriegsgott, der, nach Vater Homer's officiellem Berichte, schrie wie zehn tausend Männer.

Das Geschrei ertönte zu Caroline'n, deren Zimmer über dem Saale war. Sie eilte in den Garten, sah durch das Fenster, sah, was sich zutrug, und eilte noch schneller fort.

Ungefähr fünf Minuten lang mochten die Streiter am Boden ihre Kräfte versucht haben. Der Kriegsrath wehrte sich wie eine gefangene

Katze, als Caroline wieder herein trat, und an ihrer Hand ihr zitternder Onkel.

O sehen Sie, lieber Onkel! rief Caroline. Nun löset sich das Räthsel der Philosophie. Die Unvernunft rauft sich mit der Uebervernunft, und die Vernunft stiftet Frieden.

Caroline hatte Recht. Denn neben den liegenden Ringern stand, beschäftigt, sie aus einander zu bringen, ein schöner junger Mann in Officier-Uniform, dem Gesicht und dem ganzen Ansehen nach ähnlich dem Jäger Heinrich.

Stumm und staunend stand der alte Wiesenberg. Die Streiter ließen einander los, als er mit Caroline'n herein trat. Der Officier aber und Caroline warfen sich dem geheimen Kammerrathe zu Füßen.

Verzeihen Sie uns, sagte der Officier, einen Betrug, den unsre Moral nicht verwerflich fand! Sie haßten mich, ohne mich zu kennen. Ich verkleidete mich als Jäger. Ich trat in Ihre

Dienste, damit Sie mich ohne Vorurtheil kennen lernten. Seit zwei Jahren haben Sie und meine Caroline Zeit gehabt, mich zu prüfen. Heute endlich, als das Feuer in Ihrem Hause aufkam, fand ich besondre Gelegenheit, Ihnen nach meinem Wunsche nützlich zu seyn. Länger vermochte ich auch nicht, Sie zu täuschen. Jetzt, nachdem Caroline die beiden Herren dort zweckmäßig unterhalten hatte, wollte ich mit ihr zu Ihnen eilen, um mich Ihnen zu entdecken. Aber der ernsthafte Streit der beiden Herren veranlaßte Caroline'n, mich zuerst als Friedensstifter hinunter zu rufen. Unser Glück liegt jetzt in Ihrer Hand, Herr geheimer Kammerrath. Geben Sie mir Caroline'n! Ich kenne kein Glück, ohne sie.

Und ich kein Glück, ohne ihn! sagte Caroline, indem sie ihr Gesicht an die Knie ihres Onkels drückte.

Der geheime Kammerrath wollte antworten, stammelte, verstummte wieder, stammelte wieder.

Caroline blickte mit ihren seelenvollen Augen weinend zu ihm hinauf. Da konnte der alte Mann nicht mehr moralisiren. Er bückte sich zu dem knienden Paare hinab, und sagte: So seyd denn glücklich, und verdient, es noch mehr zu werden!

Mit dem Ungestüm der Entzückung ergriff das kniende Paar die Hände des Kammerraths, und benetzte sie mit Thränen.

Als sie wieder einen Augenblick an etwas Anderes denken konnten, sahen sie sich nach den abgefertigten Freiern um. Aber Beide waren verschwunden.

Die künstliche Prüfung.

Die künstliche Prüfung.

Der alte Landrath von Sonderberg war ein feiner, gebildeter, kluger, ehrgeitziger, vorurtheilvoller, braver, und eitler Mann. Dieß Alles in dieser Ordnung? Dieß Alles in gar keiner Ordnung. Es ging ihm mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften, wie den meisten Menschen mit den ihrigen. Sie lagen über einander und durch einander. Wenn ein Philosoph aus der Schule durch die Ferngläser seines Systems in diesen Charakter hinein schauete, konnte er sich nicht darin finden. Wie hätte er es auch gekonnt? Es mag einige Sterbliche geben, in deren Geiste und Herzen die weiße und schwarze Seite so merklich von einander abgeschnitten sind, wie an den Röcken der Gerichtsdiener der guten Stadt Basel. Uns ist noch keiner dieser Art vorgekommen. Wir haben also auch nicht das Herz gehabt, in der Manier unsrer porträtiren-

den Historiker und idealisirenden Romanisten die Tugenden und Fehler unsers alten Herrn von Sonderberg methodisch gegen einander über zu stellen, dann die Summe von beiden Seiten an den Fingern abzuzählen, und durch ein arithmetisches Facit heraus zu bringen, ob der Mann gut, oder nicht gut war. Einige bestimmte Züge, so wie sie die Natur schattirt hat, scheinen zur Beförderung unsrer Einsicht um ein Merkliches tauglicher zu seyn.

Der Herr von Sonderberg war von uraltem Adel. Er vergaß nie, daß er es war. Es hätte ihm schlaflose Nächte gekostet, wenn bei einer Ahnenprobe Zweifel gegen den reinen Schuß der sechzehn Zweige seines Stammbaums erhoben wären. Er konnte gar nicht begreifen, wie ein menschliches Wesen, das nicht von einem ähnlichen Stamme entsprossen war, Ansprüche auf Ehrenstellen machen könne, in deren Besitze der alte Adel seit unvordenklichen Zeiten ausschließlich geglänzt. Und eben dieser Herr von Son-

derberg war gegen Nicht-Adeliche der höflichste Mann, drückte äußerst selten einen Subalternen mit seiner hohen Gegenwart, ließ jeder Art von Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren, und schämte sich nicht, bürgerliche Leute von Kenntnissen sogar öffentlich zu ehren. Er selbst hatte keine gemeinen Kenntnisse, besonders in der Mathematik. Auch in der philosophischen und theologischen Literatur hatte er sich umgesehen. Er sprach die Nahmen Leibniz und Wolf — denn von Kant sprach man damals noch nicht — bei Gelegenheit sehr gern aus. Er erwähnte jedes Mal, wenn er sich mit Geistlichen unterhielt, des Kanzlers Mosheim. Dabei hatte er einen eisernen Glauben an das echt Lutherisch protestantische Religions-System. Er haßte alle neuere Philosophie und Theologie. Mit dieser Denkart stimmte auch seine Art zu reden und zu disputiren überein. Während er immer wie ein Hofmann sich betrug, sprach er nicht selten wie ein Pedant. Sein erstes und

letztes Bedürfniß war Ehre. Sein Ehrgeitz ließ es ihn oft genug fühlen, daß er nicht Minister war. Aber um Minister zu werden, hätte er einem Fürsten schmeicheln müssen, dem die gewöhnliche Hof-Portion von Schmeichelei schon zu stark gewesen, und übel bekommen war. Ungern, aber aus rühmlichen Grundsätzen, wurde Herr von Sonderberg Herr über sich selbst, und zog die Stelle eines Landraths der Ministerschaft vor. Man kann nicht sagen, daß er äußeren Prunk liebte. Für einen reichen Mann machte er nur einen beschränkten Aufwand. Seine Kleidung war sehr einfach. Und mit eben dieser Gleichgültigkeit oder gar Abneigung gegen äußeren Prunk hätte er sich um aller Welt willen so wenig dem Publicum, als seinen Hausgenossen, anders gezeigt, als mit Stern und Ordensband. Alle seine Röcke und Ueberröcke waren mit den Insignien des ersten Standes geziert. Selbst auf dem Lande, wo er sehr eingezogen lebte, und zuweilen in vierzehn Tagen

Niemanden, als seine Familie und seine Bauern sah, machte er keinen Spazierritt, und setzte sich nie zu Tische, ohne Stern und Ordensband.

Der alte Herr von Sonderberg hatte drei Söhne am Leben. Erziehung war eigentlich nie seine Sache gewesen; aber nach dem Tode seiner Frau hatte er sich doch bemüht, das Vertrauen seiner Kinder zu erwerben. Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich des Sonntags Morgens um eilf Uhr nach geendigtem Gottesdienste, ließ er sie besonders in der Absicht zu sich kommen, um ihnen die Regeln der philosophischen und christlichen Sittenlehre in einem zusammenhangenden Vortrage an das Herz zu legen. Man will nicht gefunden haben, daß die Knaben, wann sie nach einer halben Stunde wieder entlassen wurden, einen ernsthafteren Schritt, als vorher, gegangen wären. Sie sollen vielmehr noch höher gesprungen seyn, und sich noch muthiger mit einander herum getummelt haben, wann sie das freie Feld wieder gewonnen hatten.

Auch der mittlere und geistreichste unter den drei Brüdern, August, ließ es, so lange er noch Knabe war, bei solchen Gelegenheiten an thätiger Theilnahme nicht fehlen. Er merkte bald, daß er der Liebling seines Vaters war, aber er ließ es sich nicht merken. Sein freier und gerader Geist bedurfte kleiner Auszeichnungen nicht. Seine Brüder liebten ihn fast noch mehr, als sein Vater. Daß Er doch der älteste seyn möchte, mit seinem Vater zu wünschen, fiel ihm nicht ein. Nachdem er heran gewachsen war, und zugleich mit seinem älteren Bruder seine Studien auf Universitäten, wie man es nennt, absolvirt hatte, ließ er sich, wie es sein Vater gern wollte, examiniren, um als Auditor bei der Justiz-Canzellei angestellt zu werden. Der Tag dieses Examens war für ihn ein wichtiger Tag. August hatte eigentlich nicht sowohl Kenntnisse, als den Vorsatz, sie sich durch Fleiß noch zu erwerben, von der Universität mitgebracht. Dem Vater, der ängstlicher

über dergleichen Puncte dachte, als der Sohn, war bange vor dem Examen. Dem Sohne nicht. Dieser hatte sich, um seinen Vater mit einer Freude zu überraschen, einige Monathe hindurch mit vielem Fleiße präparirt. Aber ihm lag ganz etwas Anderes am Herzen, als Präparation und Examen. Wenn ich doch, dachte er, meinen Vater durch den Ausgang des langweiligen Examens in so gute Laune setzen könnte, daß er mit Gelassenheit wenigstens anhörte, was er Anfangs freilich nicht billigen wird, und was doch die einzige Bedingung des ganzen Glücks meines Lebens ist!

Nun? rief der alte Herr von Sonderberg seinem Sohne entgegen, der nach glücklich und ehrenvoll überstandener Prüfung mit schimmernden Augen und sanft nachglühenden Wangen zu ihm in sein Cabinett trat. Wie steht es zwischen dir und deinem Examinator?

Ich denke, wir sind gute Freunde; antwortete August, indem er bescheiden, wie es sich ziemt,

die Augen nieder schlug, und zuversichtlich, wie ein Mann, der sich fühlt, mit ungebückten Nacken gerade vor seinem Vater stand.

Der alte Herr von Sonderberg, der bis dahin vor seinem Schreibtische sitzen geblieben war, und nur die Feder aus der Hand gelegt hatte, stand auf. Er sah seinen Sohn halb unruhig, halb freudig an. Du bist mit Ehren bestanden? fragte er, und bückte sich zu ihm hin.

Der Hofrath C**, mein Examinator — antwortete August — drückte mir zum Beschlusse die Hand, und sagte: Sie sind ein braver Jurist. Ihre Anstellung bei dem Collegium ist keinem Zweifel unterworfen. Sie werden Ihrem künftigen Amte Ehre, und ihrem Herrn Vater Freude machen.

Wenn das der Hofrath C** gesagt hat, so brauche ich dir nichts mehr zu sagen, als daß du ein guter Sohn bist. Der alte Landrath sprach diese Worte feierlich aus. Er reichte sei-

nem Lieblinge die Hand. Thränen drangen aus seinen Augen.

Aber nun mein Sohn, fuhr er mit zunehmender Wärme fort, laß den Muth nicht sinken, zu endigen, wie du anfängst. Es fehlt unserm Lande sehr an brauchbaren Leuten von Familie. Der Bürgerstand drängt sich deßwegen überall hin, wohin er nicht gehört. Du kannst dir große Verdienste um das Land und um deine Familie erwerben. Da ich nicht im Stande bin, dich an die Stelle deines ältesten Bruders zu setzen, so kannst du durch dich selbst ein Glück machen, wozu ihm die Natur die Talente versagt hat. Du kannst erleben, daß dein Zweig in unserer Familie sich über den älteren erhebt.

Ich werde nicht unglücklicher seyn, auch wenn ich es nicht erlebe; sagte August, und sein Gesicht wurde finster.

Der Vater verstand ihn nicht. Deine brüderliche Gesinnung, sagte er, macht dir Ehre. Aber dein Bruder verliert nichts durch das,

was du gewinnen kannst. Eure Wege sind verschieden. Ihn begünstigte der Zufall, dich...

Auch der Zufall; fiel ihm der Sohn in das Wort, und der Ton, mit dem er die drei Worte aussprach, hatten etwas Spottendes. Aber verzeihen Sie, setzte er rasch hinzu, daß ich Sie unterbrach. Immer ernsthafter, finsterer und verlegener stand er vor seinem Vater da, der nun selbst anfing, in Verlegenheit zu gerathen.

Man muß die Bescheidenheit nicht zu weit treiben, lieber August; sagte der alte Herr von Sonderberg. Wenn Jemand sich durch Fleiß Ansehen und Ehre erwirbt, so ist es nicht der Zufall, der ihn befördert hat.

Das gebe ich gern zu; sagte August, zerstreut und trocken.

Und du nanntest es eben noch Zufall? fragte der Vater etwas strafend. Du bist doch sonst nicht gewohnt, dir zu widersprechen. Du bist überhaupt nicht so heiter, als du nach

einer ehrenvoll überstandenen Prüfung seyn solltest. Mein Sohn, was fehlt dir?

Mit merklichen Pausen ließ der alte Herr von Sonderberg diese Fragen auf einander folgen. Mit aller Sehkraft, die seinen Augen übrig geblieben war, forschte er an seinem Sohne auf und ab. Aber August machte nur einige nachlässige Bewegungen mit dem Kopfe, drückte den Hut zusammen, den er in der Hand hielt, und wandte sich seitwärts.

August! hob nun der alte Mann mit verstärkter Stimme an. Willst du deinem Vater nicht antworten?

August wandte sich wieder zu ihm. Was mir fehlt, lieber Vater, das möchte ich Ihnen eben jetzt nicht sagen. Was ich zu viel habe, das ist es, was mich drückt. Das ist eine Last, die Sie mir nicht abnehmen können. Das ist die schöne Gabe, mit der mich der Zufall so gut, als meinen älteren und jüngeren Bruder, beschenkt hat.

Der alte Landrath schüttelte den Kopf. Du sprichst wie ein Buch, mein Sohn, aber nicht wie ein gutes. Was sind das für seltsame und unverständliche Aeußerungen? Was drückt dich?

Nichts, als mein Stand; sagte August langsam. Er hatte das Herz, seinem Vater dabei gerade in das Gesicht zu sehen.

Der alte Landrath trat einen Schritt zurück. — Hat dir das Examen das Blut zu warm gemacht? Du scheinst nicht zu wissen, was du sprichst.

Ich weiß, antwortete der Sohn sanft und bescheiden, sehr gut, was ich spreche, und noch besser, was ich fühle. Mein Schmerz ist nicht von heute. Ich habe oft über seine Gründe nachgedacht, und sie immer gerechter gefunden. Heute fallen sie mir nur mit doppelter Last auf das Herz, weil ich heute besonders aufgefordert werde, einen Blick auf mein künftiges Leben zu werfen. Was hilft mir alle Kenntniß in meinem Fache? Was hilft mir aller Fleiß

und alle Geduld? Ich bleibe ja doch, was ich bin — von Adel.

Der alte Landrath nahm die Miene an, mit der er auf dem Landtage sich von Personen, die ihm widersprachen, eine Erklärung auszubitten pflegte. — Ich muß dich ersuchen, mein Sohn, mir etwas deutlicher zu sagen, was du bei deinen Worten denkst, damit wir uns vorläufig in den Begriffen begegnen.

August lächelte. — Ich meinte, lieber Vater, der Sinn meiner Worte wäre klar genug. Ich denke dabei, daß ich gern Alles, was ich habe, und meine Juristerei in den Kauf, darum geben wollte, wenn ich nicht von Adel wäre. Daß ich es bin, und bleiben muß, ist mein zweiter Kummer. Daß ich Sie dadurch kränken muß, Ihnen meine Meinung so aufrichtig zu sagen, ist mein erster.

Die letzten Worte dieser Erklärung wirkten sichtbar auf den alten Herrn von Sonderberg. — Es freut mich denn doch, daß du deinen Vater

nicht aus den Augen verlierst, wenn du mit den Vorzügen unzufrieden bist, die du als mein Sohn genießest. Darf denn nun aber dein Vater nach dem Grunde deiner unbegreiflichen Unzufriedenheit fragen?

Wenn Sie fragen, — sagte August, sanft, wie vorher — so ist es meine Pflicht zu antworten. Aber wenn ich Ihnen als Sohn rathen darf, so fragen Sie lieber nicht. Lassen Sie mich lieber unglücklich seyn, als, Sie kränken. Meine Wünsche werden Ihre Ueberzeugung nicht ändern. Ihre Ueberzeugung wird mir meine Wünsche nicht ausreden. Lassen Sie mich also mit meinem Kummer allein! Ich kann nur unter einer einzigen Bedingung ein glücklicher Mann werden. Dieser einzigen Bedingung widerspricht Ihr System. Es würde, glaub' ich, wenn ich glücklich wäre, auch Ihnen mehr Freude machen, als wenn ich mich dumpf und mißmüthig durch das Leben treibe. Weil ich Sie liebe, muß ich also unsern Adel hassen.

Der alte Landrath gerieth in eine Bewegung, die bewies, daß sein Herz in der Presse der Hofsitten und Vorurtheile nicht ganz erdrückt war. Ueberhaupt gehörte er nicht zu den Systematikern, die gegen alle Einreden des Mitgefühls taub sind. Für sich selbst hatte er kein Bedürfniß, als Ehre. Wen er aber unglücklich sah, an dessen Schmerze nahm er Theil, ohne zu fragen, ob er selbst in einem ähnlichen Falle unglücklich seyn würde.

Mein Sohn — sagte er, als August melancholisch vor ihm stand — wir sind jezt allein. Ich habe Zeit, dich anzuhören. Setze dich zu mir. Wenn ich mit einigen deiner Aeußerungen unzufrieden bin, so freue ich mich doch über deine Gesinnung. Zeige jezt, daß du Vertrauen zu mir hast, und sage, was dir fehlt.

August mußte sich neben seinen Vater auf ein Canapee setzen, auf dem nicht leicht ein Mensch gesessen zu haben sich rühmen konnte, außer Vertrauten, denen der Landrath in Ge-

schäftssachen eine geheime Audienz gab. Eine solche Ehre war gewöhnlich von guter Vorbedeutung.

August! hob nun der alte Herr von Sonderberg wieder an. Was macht dich unzufrieden mit den Vorzügen deines Standes?

Wenn Sie's denn wissen wollen . . . antwortete endlich August etwas schüchtern — daß diese Vorzüge, die ich übrigens nicht verkenne, mich in eine Art von Gefangenschaft sperren, in der kein Mensch aus dem Bürgerstande zu seufzen braucht; daß ich mich, ohne Sie, lieber Vater, zu beleidigen, aus dieser Gefangenschaft nicht befreien kann; daß ich hinter diesem Gitter von Vorzügen und Vorurtheilen eine Blume, die draußen für mich blüht, nicht pflücken darf, und traurig zusehen muß, wie sie um meinetwillen verwelkt.

Mein Sohn, sagte der alte Landrath, ich will doch nicht hoffen . . .

Was wollen Sie nicht hoffen? — fragte August, weil sein Vater nicht fortfuhr. Keiner von Beiden wollte zuerst sagen, was sich jetzt beinahe von selbst verstand; der Vater nicht, um nachher die Miene annehmen zu können, als ob er von seinem vernünftigen Sohne so etwas in Ewigkeit nicht erwartet hätte; und der Sohn nicht, weil unsere Gedanken um so natürlicher scheinen, je leichter sie der Andere erräth. Wer nachgeben mußte, war dieses Mal der Vater. Sehr ernsthaft und bedachtsam nahm er wieder das Wort:

Wenn du, wie ich nicht hoffe, in einer Leidenschaft dein Glück unter deinem Stande suchen solltest, so wärest du nicht mein Sohn.

Warum nicht? fragte der Sohn. Und die treuherzige Frage zerstörte auf Ein Mal das ganze Pathos der väterlichen Bemerkung. Der alte Landrath konnte nun eine Rede nicht fortsetzen, zu der er die nöthigen Phrasen in Be-

reitschaft liegen hatte. Was doch zuweilen eine Frage thut!

August versäumte nicht, die kleine Verwirrung, in die sein Vater gerieth, wie ein kluger Sohn zu benutzen. Ich suche mein Glück, lieber Vater, in keiner unüberlegten Leidenschaft. Wenn Gefühl und Vernunft einig sind, verdient dann das Gefühl Tadel?

Der alte Landrath zog die Augenbraunen zusammen. — Du willst, wie es scheint, zur Erhohlung von deinem Examen gegen mich den Examinator spielen. Aber du fängst deine Sache nicht zum geschicktesten an. Was du mir von deinem Gefühle und deiner Vernunft etwa noch vorphilosophiren möchtest, weiß ich vielleicht schon seit geraumer Zeit. Wenn ein Schwärmer deräsonnirt, so sind seine Vernunft und seine Schwärmerei vollkommen einig. Was antwortet hierauf deine Philosophie?

Man sieht, der alte Landrath war in den Anfangsgründen der Menschenkenntniß zu Hause.

Er disputirte recht gern über die menschliche Natur, ungeachtet er seine eigene am wenigsten kannte. Vortheilhaft dachte er, wie alle Aristokraten, von der menschlichen Gattung eben nicht. Je geringer man in ihr das Ganze schätzt, desto leichter kann man seines Gleichen über den andern Theil erheben. Aber jedem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war ein Grundsatz des alten Landraths, auf dessen pünctliche Befolgung er sich nicht wenig zu gute that; und wer im Geiste seiner Grundsätze gegen ihn disputirte, hatte schon halb gewonnenes Spiel. August, der seinen Vater kannte, freuete sich, daß das Gespräch die Wendung einer Disputation nahm. Immer sein Ziel im Auge, antwortete er gelassen auf die heraus fordernde Frage seines Vaters:

Was Sie sagen, lieber Vater, ist völlig gegründet. Wer liebt oder haßt, hat kein gültiges Urtheil über den Werth dessen, was er liebt oder haßt. Aber wenn ich zum Beispiele ein Frauen-

zimmer liebte, und wenn Alle, die sie nicht liebten, Alle, die sie nur mit den Augen der Prüfung ansähen, Alle, die sie beneideten sogar, nicht umhin könnten, durch ihre Vernunft mein Urtheil über dieses Frauenzimmer zu bestätigen, sollte ich auch dann meiner Vernunft nicht trauen?

Der alte Landrath räusperte sich. Was du da im Allgemeinen sprichst, wird sich im besonderen Falle nicht leicht ereignen.

August faßte immer mehr Muth. — Gewiß nicht leicht, lieber Vater. Um so merkwürdiger ist so ein besonderer Fall, wenn er sich wirklich ereignet. Je seltener Vernunft und Leidenschaft auf Ein Ziel treffen, desto mehr muß man sich über die richtige Wahl seines Herzens freuen, wenn alle Vernünftigen . . .

Der Vater fiel ihn in das Wort. Hast du alle Vernünftigen gefragt?

Ich habe Sie gefragt, lieber Vater. Ihr Urtheil gilt mir vor hundert andern. — August

sagte dieß ohne allen Accent der Schmeichelei. Er hatte wirklich Achtung für den Verstand seines Vaters in anderen Dingen; und in der Angelegenheit seines Herzens galt ihm das Urtheil seines Vaters unstreitig vor hundert andern, wenn gleich nicht in dem Sinne, wie es der Vater verstand.

Ich erinnere mich nicht, sagte der alte Landrath mit angenommener Gleichmüthigkeit, daß wir jemahls über diese Materie zusammen gesprochen hätten.

Nicht im Allgemeinen, sagte August, wobei, wie Sie eben noch bemerkten, nicht viel heraus kommt. Recht im einzelnen und besondern Falle sprachen wir darüber. Es war vor ungefähr sechs Wochen auf dem Balle, den der Präsident T** gab. Die Gesellschaft war, wenn Sie sich erinnern, gemischt. Wer damals den Unterschied zwischen unseren gnädigen Fräulein und den Demoiselles aus den ersten Classen des

Bürgerstandes bemerkte, mußte scharfe Augen haben. Sie selbst, lieber Vater, zeichneten in der halben Stunde, die sie der Gesellschaft schenkten, ein Mädchen aus, das nicht von Adel war. Sie unterhielten sich, weil sie nicht tanzte, fast allein mit ihr.

Bestürzung trieb dem alten Landrath das Blut so gewaltig in das Gesicht, daß es ihm dunkel vor den Augen wurde. Halb stotternd, mit einem Stolze, als ob er es kaum der Mühe werth achtete, zu antworten, und doch unfähig, seine Verlegenheit zu verbergen, sagte er: Ach die! Es war, glaube ich, die Tochter des verstorbenen geheimen Secretärs Milbach. — Die Wittwe soll nicht in den besten Umständen seyn. — Ja, ich besinne mich jetzt. — Ein ganz artiges Mädchen, das bürgerliche Air abgerechnet. Ein vernünftiges, bescheidenes Mädchen. Nun, die wünscht vielleicht bei deiner Tante als Gesellschafterinn anzukommen? Es war neulich die Rede davon.

Jetzt, lieber Vater, war von etwas Anderm die Rede! sagte August, heftiger, als er wollte, und stand vom Canapee auf.

Der Vater hielt ihn. Bleib! sagte er.

August verneigte sich. Haben Sie noch etwas zu befehlen?

Du hast noch etwas zu sagen! antwortete der Vater nachdrücklich; aber sein Gesicht verrieth, daß ihm bange war.

Ich mag Sie nicht ermüden mit dem, was Sie nicht verstehen wollen, sagte August höflich und kalt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen nicht länger ohne Nutzen beschwerlich falle.

Er stand wieder auf; sein Vater mit ihm. August! — sagte der alte Landrath, mehr gerührt, als beleidigt — August, du sprichst nicht zu mir, wie ein Sohn zu seinem Vater. Du weißt also schon, daß mein väterlicher Rath ohne Nutzen für dich seyn wird? So hat dich die Leidenschaft schon geblendet?

Welche Leidenschaft? fragte August.

Dem alten Landrathe half kein Ausweichen mehr. Er mußte es zur deutlichen Erklärung kommen lassen. Mein Sohn! — fing er in sanftem und ermahnendem Tone wieder an — wenn ich ein strenger Vater wäre, würde ich ganz anders mit dir reden. Aber du sollst in mir mehr den Freund, als den Vater erkennen. Dein Glück ist es allein, was ich suche.

O! wenn Sie weiter nichts suchen... fiel ihm August geschwind in das Wort. Aber eben so geschwind fuhr der Vater fort:

Erst höre mich aus! Wenn ich dein Glück suche, wie du selbst es suchst, so ist die Frage, wer von uns Beiden sich am besten darauf versteht. Ich kenne die Welt, mein Sohn. Du kennst jetzt, wie es scheint, nur deine Leidenschaft. Die Leidenschaft verfliegt; aber der Lauf der Welt bleibt derselbe. Glaube mir, mein Sohn, und wenn ich ein so nachgiebiger Vater wäre, wie noch keiner gewesen ist; der unüberlegte Schritt,

den du zu thun in diesem Augenblicke vielleicht gar vernünftig findest, würde dich vielleicht nach wenigen Augenblicken bis an deinen Tod gereuen.

Der Fall ist möglich, sagte August.

Der alte Landrath wurde heiter. Und was sagt dein Verstand zu dieser Möglichkeit?

Nichts, als daß ich mir selbst nicht sonderlich gefallen müßte, wenn diese Möglichkeit in mir zur Wirklichkeit würde.

Das war eine Antwort, von deren Sinne der Kopf des alten Landraths so wenig faßte, daß seine Augen, die eben noch heiter geblinkt hatten, auf Ein Mal düster und unbeweglich standen, und nichts sahen. Seine Zunge, eben im Begriffe, ein Wort der Weisheit zu sprechen, blieb starr und fest liegen.

Nach einem Verstummen von einer vollen Minute fragte er endlich langsam: Was willst du eigentlich sagen, mein Sohn?

Was sich, ich möchte sagen, von selbst versteht; antwortete August, wieder entschlossen. —

Wen es gereuet, ein Wesen glücklich gemacht zu haben, das er liebt, das ihn über Alles liebt, und das von ihm höher als Alles geschätzt zu werden verdient, wen dieß gereuet, der muß sich ein wenig gemein vorkommen. Meinen Sie nicht, lieber Vater?

Gebückt und in sich versunken, stand der alte Landrath. Eine solche Combination der Begriffe war ihm neu. — Ich weiß nicht, fing er wieder an, was das für eine seltsame Vorstellungsart ist, die du seit einiger Zeit angenommen hast. Du verwirrst die Begriffe so, daß man dich weder verstehen, noch bedeuten kann. Aber Eins verstehe ich denn doch von deinen Aeußerungen. Du meinst, es dürfe dich nicht gereuen, ein Wesen glücklich gemacht zu haben, das dich über Alles liebt. Kennst du wirklich ein solches Wesen?

So wollte der alte Landrath sich an der Philosophie seines Sohnes rächen. Denn er konnte durchaus nicht leiden, daß ein Anderer,

und am wenigsten sein Sohn gründlicher sprach, als er. Augnst mnßte ihm demüthig das Geständniß zurück geben, daß er, nach dem, was er schon gesagt habe, die Frage seines Vatees nicht verstehe. Das freuete den alten Landrath. Das Gespräch hatte ihn auf den Weg seiner von ihm so genannten Welt- und Menschenkenntniß verschlagen. Als Welt- uud Menschenkenner wollte er seinen Sohn widerlegen. Mit selbstzufriedener Miene fuhr er fort:

Ich will sagen, lieber August, daß deine eigenen Schlüsse dich widerlegen, weil sie auf irrigen Voraussetzungen beruhen. Du hältst dich verbunden, Alles aufzuopfern für ein Wesen, das dich über Alles liebt. Wenn du damit ein menschliches Wesen meinst, so verräthst du deine Unwissitnheit in den ersten Grundbegriffen der Menschenkenntniß. Selbstliebe geht im menschlichen, also auch im weiblichen Herzen über Alles. Und was gar die Mädchen von den unteren Ständen betrifft, die einen jungen

Mann vom ersten Stande glauben machen wollen, daß sie ihn über Alles lieben, so muß man beide Augen verloren haben, wenn man das Lächerliche in solchen Vorspiegelungen nicht sieht.

Aufmerksam hatte August zugehört. Als ob er ahndete, wohin diese für ihn so wichtige Unterhandlung führen würde, fragte er, fast freundlich: Also, lieber Vater, wenn ich Ihnen beweisen könnte, daß das Mädchen, dem unter allen Vorzügen, durch die sie mich zum glücklichen Manne und unserm Hause Ehre machen könnte, nichts fehlt, als adeliche Geburt — daß dieses Mädchen mich über Alles liebt, wenn ich Ihnen dieß beweisen könnte, so würden Sie meine Verbindung mit ihr billigen?

Der alte Herr von Sonderberg machte große Augen. Er merkte, daß er, um seine Menschenkenntniß an den Tag zu legen, in eine Schlinge getreten war. Zwar, wenn er die Schlinge zerriß, war er ausser aller Verlegenheit. Aber dann mußte er auch gestehen, daß er gefangen

gewesen war; und sich von seinem Sohne fangen zu lassen, seine Menschenkenntniß und seine Demonstrirkunst so gedemüthigt zu sehen, das war nicht seine Meinung.

Es scheint, sagte er lächelnd, du hast von Beweisen ähnliche Begriffe, wie von der Sache, die du beweisen willst.

August ließ sich nicht irre machen. — Sie erlauben mir, sagte er, meinen Beweis zu führen; und wann ich ihn geführt habe, beurtheilen Sie gütigst, ob er überzeugend ist.

Der alte Landrath wurde verdrießlich. — Wozu, mein Sohn, dieses Spielwerk? Du kennst meine Grundsätzr, und ich habe das Vertrauen zu dir, daß du meinen ernsthaften Rath achtest.

Lieber Vater — sagte August, bescheiden und gekränkt — wenn ich aufhöre, Ihren Rath zu achten, dann versagen Sie meinen Gründen Ihre Aufmerksamkeit! Aber Sie scheinen jetzt, was Sie immer so gern thun, Gründe durch

Gegengründe widerlegen, oder meiner Ueberzeugung Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen.

Unruhig wandte sich der alte Landrath zur Seite. Er sah vor sich nieder, sah wieder in die Höhe, schlug die Arme nnter, und ging queer durch das Zimmer. Als hätte er gefunden, was er suchte, kehrte er sich mit ruhiger Miene wieder zu seinem Sohne: Meine väterliche Pflicht verbindet mich nicht, mit dir zu disputiren. Aber du sollst deinen Willen haben. Du willst mich durch Gründe auf die Seite deiner Leidenschaft ziehen. Versuche, ob du es kannst! Führe deinen Beweis! Aber überlege vorher noch ein Mal, ob es dir möglich seyn wird, ihn zu führen. Wenn du dich besinnst, wirst du die Mühe des Versuches sparen. Und wenn du gleichwohl den Versuch machst, und er schlägt fehl, auf diesen Fall versprichst du mir doch, dir einen Wunsch aus dem Sinne zu schlagen, den deine Vernunft längst hätte unterdrücken sollen? Versprichst du mir das?

August suchte die Verlegenheit, in die ihn diese Frage setzte, zu verbergen. Er antwortete bescheiden, wie vorher: Ich verspreche Ihnen, entweder Ihr Glück mit dem meinigen auszugleichen, oder das meinige dem Ihrigen zu unterwerfen. Und Sie, lieber Vater, versprechen mir . . .

Keine Stipulationen! unterbrach ihn der Vater. Wir sind keine Contrahenten vor Gericht. Führe du deinen Beweis. Aber vergiß über deinen Träumereien nicht dein Corpus Juris!

Mit dieser Schlußrede setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch. Stillschweigend empfahl sich August.

Beweisen, daß ein Mädchen uns über Alles liebt! Ein Mädchen? Und über Alles? Wer anders, als ein kindisch Verliebter, kann sich einfallen lassen, einen solchen Beweis zu führeu? Aber von nun an hat er keine Veranlassung mehr, sich über meine Strenge zu beschweren, und ich habe gegen ihn ein Argument gewonnen. Mit Bitten

darf er mir nun nicht kommen. Er mag nur näher treten mit seinem schönen Beweise! — So räsonnirte mit sich selbst, als August das Zimmer verlassen hatte, der vernunftliebende Landrath.

Anders der junge und rasche August, der sein Mädchen noch etwas mehr liebte, als seine Vernunft. — Gottlob! sagte er zu sich selbst, daß wir so weit sind! Vorher durfte ich nicht einmal wagen, auf meine Angelegenheit auch nur anzuspielen. Nun ist der entscheidende Schritt gethan. Der Weg zur Unterhandlung ist eröffnet. Freilich, wenn ich bedenke, was für ein Beweis mir obliegt. . . Aber man muß nicht zu viel bedenken. Man muß handeln, und wagen. Und wenn die Gültigkeit meines Beweises geprüft werden soll, muß ich veruünftige Assistenzräthe mitbringen, an deren Urtheile ich von dem ersten Richterspruche meines Vaters appelliren kann. Fragt sich nur, welcher Beweismittel ich mich bediene? Der Fall ist neu. In den Pandecten steht nichts davon. Unter-

dessen — zu Allem gehört viel. Ich soll beweisen, daß meine Wilhelmine mich über Alles liebt. Mit Etwas muß ich anfangen. Getroffen. Mit Etwas, worauf mein Vater das meiste Gewicht zu legen schien. Nichts liegt ihm näher am Herzen, als sein Adel. Muß er nicht Andern zutrauen, daß sie, wenn sie klug sind, über diesen Punct ungefähr denken, wie er? Gnädige Frau heißen, das ist es, seinem Bedünken nach, was ein bürgerliches Mädchen gern will, wenn sie einen Adelichen über Alles zu lieben vorgibt. Das gab er deutlich genug zu verstehen. Und gerade dieses Aspiriren nach unserer Ehre ist es, was ein Mann, wie mein Vater, keinem Bürgerlichen verzeihen kann. Was muß ich also zuerst beweisen? Daß meine Wilhelmine mich nicht um meines Standes willen liebt.

Geist und Einbildung voll von diesen Gedanken, eilte August zu dem Legationsrathe von H**, durch dessen Beistand er sein schweres

Geschäft leichter zu Ende zu bringen hoffte. Der Legationsrath war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, also erfahrner, als August, und doch sein Vertrauter. Er dachte über den Werth der Dinge um vieles anders, als der alte Herr von Sonderberg. Auch er mißbilligte die so genannten Mißheirathen im Ganzen um der Convenienz willen, die, so lange sie besteht, auf wahres Glück immer einen merklichen Einfluß behauptet. Aber er ließ sich, wie überall in menschlichen Dingen, den natürilchen Unterschied zwischen Regeln und Ausnahmen gefallen, und er rechnete den Fall, in dem sich August von Sonderberg befand, zu den Ausnahmen.

Der Legationsrath wünschte seinem Freunde Glück zu seiner guten Laune. Aber es zeigte sich bald, daß die Munterkeit, die das Werk der guten Laune zu seyn schien, nur eine Folge der ekstatischen Spannung seiner Geisteskräfte war. So bald August das Gespräch zwischen ihm und seinem Vater dem Legationsrathe wiederhohlt

hatte, sank er in Trübsinn. Während der Wiederhohlung, die ihn nöthigte, auf sein Verhältniß zu seinem Vater einige schärfere Blicke zu werfen, drängten sich unvermerkt dunkle Bilder an die Stellen der helleren. Als er auserzählt hatte, sah er fast nichts vor sich, als Nacht.

O ihr Verliebten! sagte der Legationsrath. Jetzt seyd ihr voll Selbstvertrauen, als ob ihr die Welt aus ihren Angeln rücken wolltet, und jetzt so ängstlich, daß ihr euch nicht getrauen, einen Strohhalm aufzuheben, wenn ein Dorn daneben liegt. Sie haben sich in einen paradoxen Proceß verwickelt, lieber Sonderberg; und das Schlimmste ist, daß Sie ihn mit Ihrem Vater führen, der Richter und Partei zugleich ist. Bei dem Allen denke ich, Ihre Sache hat eine gute Wendung genommen. Während des Processes wird Ihr Vater sich vielleicht an eine Vorstellung gewöhnen, die ihm Anfangs unerträglich war. Mehrere günstige Umstände ver-

einigen sich. Sie sind nicht der älteste Sohn. Ihre Wilhelmine ist einzige Tochter, und hat in dieser Gegend keine Verwandten. Die alte geheime Secretärinn ist schwächlich, und geht in keine große Gesellschaft. Also die beiden Haupthindernisse des glücklichen Ausgangs solcher Verbindungen, der Untergang des alten Stammes, und der lästige Anhang von einer bürgerlichen Sippschaft, fallen hier weg.

Sie hoffen also, bester Legationsrath? Sie hoffen? rief August, auf Ein Mal wieder voll Feuer und Leben.

Der Legationsrath versicherte, daß er das Seinige thun werde, den Wunsch seines jungen Freundes zu erfüllen. Je länger er über den Beweis nachdachte, den August führen sollte, desto mehr interessirte er sich dafür. Zu gleicher Zeit, meinte er, biethe sich hier für August eine vortreffliche Gelegenheit dar, die Liebe seiner Wilhelmine selbst auf die Probe zu stellen. Daß dabei eine Arr von Comödie gespielt werden

müsse, schien unvermeidlich. Von solchen Comödien war der Legationsrath kein Feind. Er übernahm selbst, weil es nöthig schien, die Hauptrolle. Sein junger Freund versprach, ganz nach seiner Vorschrift zu agiren.

So bald der Legationsrath den Plan zum ersten Act entworfen, und mit seinem jungen Freunde verabredet hatte, stattete er einen Besuch bei der Frau von W** ab. Frau von W** war die Schwester des alten Herrn von Sonderberg. Sie hatte, besonders nach dem Tode ihres Mannes, vielen Einfluß auf ihren Bruder, ungeachtet sie beinahe zwanzig Jahr jünger, als er, und er am wenigsten der Mann war, der von Frauenzimmern Rath annahm. Eine stille Herrschaft über Männer auszuüben, machte ihr Freude, und wurde ihr nicht schwer. Ein ruhiger und gebildeter Geist ersetzte ihr den Mangel eines raschen Talents. Von keiner Leidenschaft in ihrer sanften Theilnahme an den Schicksalen Anderer gestört, half sie, wo sie

helfen konnte, und machte sich ein Studium daraus, Alles zum Besten zu kehren. Da sie keine Kinder hatte, so wurde sie Patroninn aller jungen Mädchen in der Stadt, die sich durch Geist und Sitten auszeichneten. Wilhelmine Milbach war ihre Günstlinginn.

So billig Frau von W** über alle menschlichen Dinge dachte, und so wenig ihr der Unterschied der Stände auf die Art, wie ihrem Bruder, am Herzen lag, so konnte sie sich doch vor Erstaunen lange nicht fassen, als ihr der Legationsrath das Anliegen ihres Neffen eröffnete. Daß sie diesen jungen Mann mit ihrer Günstlinginn so oft beisammen gesehen, und doch von dem geheimen Verständniß Beider nichts gemerkt hatte, war ihr Anfangs das Empfindlichste bei der ganzen Sache. Aber weibliche Empfindlichkeit ist ein Stachel, den man durch kluge Worte in einen Sporn verwandeln kann, wenn ein Weib sich selbst antreiben soll, rasch in ungewöhnliche Unternehmungen hinein zu

gehen. Der Legationsrath von H** war ein guter Redner. Frau von W** hatte im ersten Unwillen gegen ihre Günstlinginn, ohne es zu merken, Partei für ihren Neffen genommen. Denn eine Frau von vierzig Jahren verzeiht leicht einem jungen Manne, daß er sich gegen die Regel in ein artiges Mädchen verliebt; aber sie verzeiht dem artigen Mädchen nicht so leicht, daß es die Liebe des jungen Mannes erwiedert. Der Legationsrath benutzte den Augenblick. Es gelang ihm, Frau von W** für ein Experiment zu gewinnen, durch das sie eine unschuldige Rache an dem guten Kinde nehmen konnte, das es nicht hatte für nützlich gefunden, sein Geheimniß bei ihr nieder zu legen. Wohin das Experiment zum Beschlusse führen würde, ließ sie, als ein Frauenzimmer, für's Erste dahin gestellt seyn.

Mit guten Nachrichten eilte der Legationsrath zurück zu seinem jungen Freunde. Noch desselben Tages sollte die Scene eröffnet werden.

Ernsthaft aber mußte August versprechen, seinen Beweis als ein Mann von Ehre zu führen, also nicht etwa seine Geliebte heimlich zu unterrichten, und aus dem belehrenden Schauspiele eine geistlose Posse zu machen. Wilhelmine mußte getäuscht werden, wenn die Wahrheit, an der ihnen Allen gelegen war, an den Tag kommen sollte. Ein künstliches, aber vorüber gehendes Leiden, sollte es auch bis zur Verzweifelung steigen, wurde dem liebenden Mädchen zugetheilt, um das Schicksal für ihre Liebe zu erweichen.

Ohne eine Ahndung von solchen geheimen Verabredungen und Beschlüssen, saß Wilhelmine in ihrer Einsamkeit. Häusliche Beschäftigungen, die sie nur in günstigen Augenblicken durch Lectüre zu unterbrechen wagte, konnten sie nicht zerstreuen, und hatten sie auch diesen Tag nicht zerstreut. Der Eintritt ihres August in das bürgerliche Leben war auch ihrem Herzen wichtig. Und doch hatte sie nicht den Muth, sich mit

ihrer Mutter darüber zu unterhalten, ob es gleich zu den seltenen Tugenden dieser Mutter gehörte, das ganze Vertrauen ihrer Tochter zu besitzen. Vielleicht dachten Beide zu gleicher Zeit an August von Sonderberg. Die Mutter wußte nur zu gut, wo sie die Gedanken ihrer Tochter suchen sollte, wann diese mit der kindlichsten Sorgfalt nur auf die Mutter zu achten schien. Denn fertiger in jeder kindlichen und häuslichen Tugend, als Wilhelmine es war, konnte kein Mädchen seyn. Solche Fertigkeit setzt Anlagen voraus. Wilhelmine verdankte der Natur einen hellen Verstand, ein tief und leise fühlendes Herz, und eine sehr gemäßigte Phantasie. Sie war keine Schwärmerinn; vielleicht also weniger einnehmend für manchen Mann, der eine zarte Tinctür von Schwärmerei für die Seele der weiblichen Grazie hält, die das beste Herz, wenn gleich nicht verbessert, doch immer verschönert. Aber wo Schwärmerei ist, sollen auch Launen nicht fehlen; und das beste Herz ist

bei übler Laune zu manchen Tugenden, besonders zu den kleineren, nicht sonderlich aufgelegt. Wilhelmine hatte keine Launen. Gefiel sie weniger als Geliebte, so war sie desto mehr geschaffen, das beste Weib zu seyn. Aufopfernngen wurden ihr leicht. Mit reinem Wohlwollen konnte sie sich jedem Gefühle der Theilnahme hingeben, weil keine Lockung der Phantasie sie auf Irrwege führte, oder sie zur Unzeit an sich selbst erinnerte. Wenn man nicht ihre Liebe für den einzigen von ihr ausgezeichneten Mann Leidenschaft nennen will, so war für Leidenschaften gar kein Platz in ihrer Seele. Sie dachte auch nicht an Herrschaft; sie wußte fast nichts von Eitelkeit. Aber eben deßwegen war sie beinahe stürmisch lebhaft, wann es galt, zur Freude derer, die sie liebte, etwas zu thun. Nächte bei ihrer kranken Mutter zu durchwachen; rastlos hin und her zu eilen, um etwas zu bringen, zu ordnen, zu besorgen; erschöpft von Anstrengung sich munter zu stellen, bis sie ohnmächtig nieder sank; dergleichen

Proben der thätigen Liebe waren ihr so natürlich, daß sie gar nichts Besonders dabei dachte. Wer sie so in Unruhe und Heftigkeit sah, hätte ihr nicht zugetrauet, daß sie in ruhigen Stunden sich mit der sanftesten Innigkeit an ein geliebtes Herz anschmiegen, und mit der lieblichsten Schmeichelei kosen und tändeln könnte. Daß sie es konnte, wußten aber auch nur ihre Freundinnen und ihr August. Für ihren August war sie darum auch das schönste Mädchen der Welt, obgleich Andere sie gewöhnlich nur artig und einnehmend fanden. Wirklich schön war ihr großes schwarzes Auge. Eine Reinheit des Bewußtseyns, die kaum der kleinste Schatten trübte, strahlte aus diesem Auge hervor. Und wenn sie es nieder schlug, und so mädchenhaft da stand, als ob ihr ganzes Wesen einen Schleier suchte, um sich von außen und innen mit allen seinen Reitzen und Tugenden zu verhüllen; wann da ihr dunkles Haar ruhig in seinen natürlichen Wellen nieder floß, dann

konnte auch wohl ein Anderer, als ihr August, sie mehr als artig und einnehmend finden.

Die gute Wilhelmine dachte an nichts Arges, als sie eine Einladung von Frau von W** erhielt. Es war nicht das erste Mal, daß diese Dame sie bitten ließ, ihr Gesellschaft zu leisten. Desto unerwarteter war dem arglosen Mädchen die Art, wie Frau von W** sie dieses Mal empfing. So kalt und feierlich und vornehm hatte sie ihre Gönnerinn nie gesehen. Ein steifes Gespräch spann sich an. Während des Gesprächs, das Freu von W** von Einer frostigen Kleinigkeit auf die andere lenkte, drangen Wilhelmine'n, die sich von jedem kalten Worte verwundet fühlte, langsam die Thränen in die Augen, bis sie mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit aufsprang, sich der Frau von W** in die Arme warf, und weinend fragte, wodurch sie verdient habe, so behandelt zu werden.

Wäre Frau von W** nicht wirklich ein wenig beleidigt gewesen, so hätte sie ihre Rolle

nicht ausspielen können. Aber die Rolle gab ihr Gelegenheit, auch ihr Herz ein wenig zu kühlen. Sie schob Wilhelmine'n sanft von sich. Was wollen Sie von mir? sagte sie. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen; Sie zu mir — keines.

Ich kein Vertrauen zu Ihnen? fragte Wilhelmine erstaunt.

In Kleinigkeiten vielleicht, sagte Frau von W**. Das Wichtigere verschwiegen Sie, ohne Zweifel aus guten Gründen. Diese guten Gründe fallen jetzt weg. Aber daß sie wegfallen, wird Ihnen doch ein wenig Leid thun.

Wilhelmine stand stumm uud ohne Bewegung. Wenn ihr Gewissen ihr deutlich genug sagte, was sie verschwiegen hatte, so begriff sie doch nichts aon den Gründen, auf die Frau von W** anspielte, und die jetzt wegfallen sollten. Was ich Ihnen verschwiegen habe — fing sie an — wenn es das ist, was ich meine. . . Sie konnte nicht fortfahren. Ihre Sinne verwirrten sich.

Nun, nur nicht so gar verlegen! sagte Frau von W**. Ich will Ihnen die Mühe des Gestehens ersparen. Ich weiß Alles, so gut, als ob Sie es mir selbst erzählt hätten. Aber, mein Kind, Sie könnten sich doch geirrt haben, wie wir uns Alle irrten. Dieser Tag ist einer der unglücklichsten in nnserer Familiengeschichte. Mein sonst so genannter Neffe . . .

Sonst so genannter? fiel ihr Wilhelmine in das Wort. Sie schwankte wie im Schwindel zur Seite.

Wie soll ich denn, fuhr Frau von W** fort, den jungen Menschen anders bezeichnen, den wir Beide für meinen Neffen hielten, und der, wie sich heute endlich gefunden hat, freilich noch immer meines Bruders Sohn, aber nicht mehr mein Neffe ist?

Der junge Herr von Sonderberg? fragte Wilhelmine halb träumend.

Es gibt der jungen Herren von Sonderberg mehrere. Der, den Sie meinen, liebes Kind

ist in seinem Leben kein Herr von Sonderberg gewesen. Er ist . . . Sie sehen mich starr an? — Ja, ja, liebes Kind. Die Wahrheit kommt an den Tag, auch wenn Niemand sie sehen will. Dieser junge Mensch, den Sie meinen, ist uns untergeschoben. Seine Mutter, deren Nahmen Sie bald genug erfahren werden, wußte ihn bald nach seiner Geburt in die Wiege eines rechtmäßigen Sohnes zu legen, der um dieselbe Zeit meinem Bruder geboren war. Das abscheuliche Geheimniß ist endlich entdeckt.

Frau von W** hielt inne. Sie zog ihr Schnupftuch hervor. Wilhelmine stand zitternd an ein Fenster gelehnt, und schwieg.

Was sagen Sie denn zu der schönen Entdeckung? fing Frau von W** wieder an.

Wilhelmine brauchte noch einige Minuten, um sich wieder zu sammeln. Endlich kehrte ihre Besonnenheit, wie die natürliche Gestalt einer gepreßten Stahlfeder, die den Druck überwältigt,

mit Einem Male zurück. Ihre großen Augen glänzten. Mit festem Tone sagte sie: Wenn diese Entdeckung den unglücklich macht, den sie betrifft, so wäre ich nicht seine Freundinn, wenn ich nicht mit ihm litte. Aber ich halte ihn für zu vernünftig, als daß ich glauben könnte, eine solche Entdeckung werde ihn sehr unglücklich machen.

Wie? — fragte Frau von W**. Sie konnte vor Verwunderung nichts weiter fragen.

Mit dem vorigen Tone sprach Wilhelmine fort: Kann er denn dafür, daß seine Aeltern Unrecht thaten? Ist er denn nicht immer derselbe vortreffliche Mensch, auch wenn er nicht Herr von Sonderberg heißt? Behält er nicht seinen Verstand und sein Herz? O! ich müßte ihn schlecht kennen, wenn er sich über die unangenehme Entdeckung sonderlich grämte.

Kind, sagte Frau von W**, Sie sprechen ja wie eine Freidenkerinn. Setzen Sie denn so wenig Werth auf den Vorzug einer anständigen Geburt?

Ich denke, sagte Wilhelmine, man kann auf Manches einen Werth setzen, über dessen Verlust man doch nicht untröstlich wird. Ich bin nicht von Adel. Ich kann also nicht wissen, wie weh es thut, sich seines Adels unvermuthet beraubt zu fühlen. Anständig bin ich geboren. Aber wenn ich es auch nicht wäre, und wäre erzogen, wie jetzt, würde ich dann schlechter seyn, als ich jetzt bin?

Freidenkerinn! — rief Frau von W**, nicht ohne Wohlgefallen. Aber, mein gutes Kind, wissen Sie denn auch, was die künftige Frau des armen Untergeschobenen sagen wird?

Mit glühendem Gesichte wandte sich Wilhelmine zur Seite. Frau von W** fragte weiter:

Wenn der Untergeschobene nun auf Sie, meine erröthende Freidenkerinn, Rechnung gemacht hätte, würde er dann nicht falsch gerechnet haben? Möchten Sie Ihre Tage nicht lieber in unsern Zirkeln zubringen, als mit ihm in, wer weiß, was für einem Winkel?

Mit jungfräulicher Bangigkeit schmiegte sich Wilhelmine an den Arm der Frau von W**, küßte ihre Hand, und flehte, fast weinend: Wenn Sie mich noch ein wenig lieb haben, liebe gnädige Frau, so gehen Sie nicht so grausam mit mir um. Ich habe Unrecht gethan, Ihnen aus meiner unglücklichen Neigung ein Geheimniß zu machen. Ich hätte Sie bitten sollen, mir zu helfen, diese Neigung zu unterdrücken. Aber jetzt verlieren Sie ja bei der Erfüllung meiner Wünsche nichts mehr. Und vielleicht tröstet es den armen August ein wenig, wenn er sieht, daß ich ihn noch eben so hoch, völlig eben so hoch schätze, wie vorher.

Frau von W** konnte sich der Rührung nicht mehr erwehren. Sie bath Wilhelmine'n, sie zu verlassen. Sie wolle nächstens weiter mit ihr sprechen. Jetzt erwarte sie den Besuch ihres Bruders, des Landraths.

Bei dem Nahmen des Landraths fuhr Wilhelmine zurück, und eilte der Thür zu. Frau

von W** begleitete sie, was sie sonst nie zu thun pflegte, die Treppe hinunter. Unterdessen traten August von Sonderberg und der Legationsrath aus der Thür des Cabinetts, wo sie gelauscht und das ganze Gespräch angehört hatten, der Eine triumphirend, der Andere lächelnd. Frau von W** kam bald zu Ihnen zurück, so voll Interesse für die schöne Seele, die sie zweckmäßig plagen zu helfen sich verbindlich gemacht hatte, daß sie dem Legationsrathe über die Anstiftung des Experiments Vorwürfe machte, ihrem Neffen aber nachdrücklich verwies; ein solches Mädchen so an sich gezogen zu haben, daß sie durch ihn unglücklich werden müsse, wenn die Wirkung des Experiments auf den alten Herrn von Sonderberg fehl schlagen sollte. Nach langem Disputiren und Hin- und Her-Ueberlegen, übernahm sie selbst, die gute Frau, das bedenkliche Geschäft, ihrem Bruder zu berichten, wie weit ihr Neffe in seiner Beweisführung fortgeschritten sey.

Wie den alten Landrath die Theilnahme seiner verständigen Schwester an der projectirten Mißheirath seines Sohnes in Erstaunen setzte; wie er ihr zu beweisen suchte, daß sie sehr unrecht gethan habe, sich, wie er es ausdrückte, zur Actrice in einer solchen Comödie gebrauchen zu lassen; wie Frau von W** durch diese Bemerkung wenig beleidigt wurde, und sich sehr beleidigt stellte; wie der alte Landrath, der seine Schwester beleidigt zu haben sich nicht verzeihen konnte, nun sein Unrecht gut zu machen suchte; wie er auf diese Art seiner Schwester selbst den Faden in die Hand reichte, an dem sie ihn wie an einer Kette rechts und links führte, bis er, gern oder ungern, in ihre Ideen hinein ging; diese Debatten und Scenen wollen wir in unserer Erzählung überschlagen. Kluge Damen, die ihrer Seits wissen, was Principien der weiblichen Regierungskunst sind, möchten sonst an unserer aufrichtigen Darstellung ein Aergerniß nehmen.

Aber wenn es der Frau von W** gelang, ihren Bruder dahin zu bewegen, daß er sich selbst für die Störerinn seines Familienfriedens interessirte, so lag in diesem Interesse noch lange keine Einwilligung in die, seinem ganzen Herzen verhaßte Mißheirath. Als ein feiner Mann, der gern Andere mit ihren eigenen Einfällen schlug, behandelte er als Ernst, was er im Grunde für leere Comödie hielt. Er bestand auf dem von seinem Sohne versprochenen Beweise.

Ist denn, fragte Frau von W**, das, was ich erzählt habe, nicht Beweises genug?

Ist denn, fragte Herr von Sonderberg spöttelnd nach, der Stand das Einzige an einem jungen Manne, was ein junges Mädchen, außer ihm selbst, lieben kann?

Und was könnte denn, fragte Frau von W** wieder, meine junge Freundinn an meinem Neffen sonst noch, außer ihm selbst, lieben?

Selbstzufrieden lächelte der Landrath. — Menschenkenntniß muß doch wohl ein schweres Studium seyn, da eine so einsichtsvolle Frau solche Fragen thun kann. Ihr habt der Schönen, die Ihr so gern in mein Haus führen wollt, nach dem von Euch angelegten Plane das Beste noch nicht gesagt. Sagt ihr, daß August ein Bettler geworden sey. Compromittirt habt Ihr mich doch nun einmal, Eurer Comödie zu Gefallen. Fahret nun fort, wie ihr angefangen habt. Erzählt der Schönen weiter, daß ich meinem Sohne auch als natürlicher Vater meine Liebe entzogen, daß ich ihn mit einem kümmerlichen Zehrpfennig aus dem Hause gewiesen habe, das erzählt ihr, und merkt wohl auf die Reflexionen, die sie dann machen wird. Wenn sie unsern Stand nicht zu schätzen weiß, so kann sie doch vermuthlich ein wenig rechnen.

Mit dieser Abfertigung mußte Frau von W** sich wieder nach Hause verfügen. Ihr

Neffe und der Legationsrath hatten eine tröstlicher Bothschaft erwartet. Was war zu thun? Wilhelmine mußte wieder eingeladen werden.

Sie kam, nicht mit dem verstörten Blicke, wie sie gegangen war. Ruhige Zuversicht sprach aus allen ihren Mienen. Sie hatte Zeit gehabt, sich zu fassen, und mit ihrer Mutter sich zu berathschlagen. Das war genug, um ihr einen Muth einzuflößen, mit dem sie, als ob sie einen Sieg gewonnen hätte, zur Frau von W** trat.

Sie scheinen sich erheitert zu haben, liebes Kind, sagte Frau von W**. Und ich war so besorgt Ihretwegen!

Sie sind mir also wieder gut? fragte Wilhelmine schmeichelnd.

Frau von W** drückte ihr die Hand. Aber, liebes Kind, sagte sie, was hilft es, daß ich Ihnen gut bin? Sie dauern mich so, daß ich...

Nein, unterbrach sie Wilhelmine. Bedauern müssen sie mich nicht! Bin ich denn zu be-

dauern? Ich habe ja nichts verloren, bin gesund, wie ich es war, und habe wohl gar — eine Hofnung mehr, als ich sonst hatte.

Sie schlug die Augen nieder und erröthete, aber ohne Aengstlichkeit.

Wenn ich Ihnen, fuhr Frau von W** fort, das Schlimmste schon gesagt hätte...

Sie hielt inne. Erschrocken sah Wilhelmine auf. Wie weggehaucht war das blühende Roth von ihren Wangen.

Frau von W** berichtete nun so vorsichtig und schonend, als möglich, was wir schon wissen. Die beiden Herren, die wieder ihren geheimen Platz im Cabinette eingenommen hatten, merkten so sorgfältig auf, als ob sie jedes Wort nieder schreiben wollten, das die beiden Damen sprachen. Es war nicht zu läugnen, daß die gute Wilhelmine dieses Mal lebhafter betroffen wurde, als bei dem Berichte des ersten Unglücks.

Ein Bettler ist er also? rief sie wehmüthig. Ein Bettler? Er, der an ein so reiches Auskommen gewöhnt ist? Das ist hart! Aber ich kann mir noch nicht vorstellen, daß sein Vater, der doch immer sein natürlicher Vater bleibt, so unbarmherzig mit ihm verfahren werde. Wodurch hat denn der unglückliche Sohn seinen Vater beleidigt?

Das ist ein Geheimniß, sagte Frau von W**, und es muß, wie mein Bruder versichert, zur Ehre unsers Hauses ein Geheimniß bleiben. Genug, mein Bruder ist unerbittlich. Er will seinen Sohn nicht wieder vor Augen sehen. Was ich kann, den armen August zu unterstützen, werde ich freilich thun. Aber so viel, daß er hier in ** anständig leben könnte, bin ich nicht zu geben im Stande. Auf seine Stelle bei der Justiz-Canzellei muß er nun auch Verzicht thun; denn um sie zu behalten, müßte er wenigstens vier bis fünf Jahr ohne Besoldung leben; und über dieß will ihn mein

Bruder durchaus nicht länger in seiner Nähe sehen. Er muß fort in die Welt. Er muß sehen, wie er durchkommt. Und Sie, mein gutes Kind, was sind Sie zu thun Willens?

Ach! daß ich ihm helfen könnte! seufzte Wilhelmine. Aber sie seufzte nicht mit dem weinerlichen Tone des ohnmächtigen Bedauerns. Sie fühlte sich unaussprechlich reich an Liebe und an Bereitwilligkeit, für den Freund ihres Herzens das Kühnste zu wagen. Schweigend blickte sie zum Himmel, mit einer Miene, als ob sie sagen wollte: Ich bin Alles zu thun bereit; und du thust nichts?

Frau von W** sah nicht ohne Wohlgefallen dem Ausdrucke dieses Gefühls im Gesichte ihrer schweigenden Lieblinginn zu. Aber, fragte sie weiter, was sind Sie für sich zu thun Willens?

Alles, alles für meinen Freund! sagte Wilhelmine mit einem Feuer, als ob es keine Schwierigkeit gäbe, die ihr Muth nicht besiegte. Lassen Sie das Aergste geschehen!

So lange mein Freund nur gesund bleibt, ist mir für ihn nicht bange; und jedes Loos, das ihm der Himmel zutheilt, theile ich mit ihm, so bald er es will. Ich habe auch Pflichten gegen meine Mutter zu erfüllen. Aber ich denke, alle Pflichten müssen sich mit einander vertragen.

Und wenn ein Anderer käme, der Ihnen ein besseres Glück biethen könnte, würden Sie nicht verbunden seyn, dieses anzunehmen? fragte Frau von W**.

Verbunden? wiederhohlte Wilhelmine. Verbunden, meinen Freund zu verlassen? An solche Verbindlichkeiten glauben auch Sie nicht, gnädige Frau. Und ein Glück ohne meinen Freund gibt es für mich gar nicht.

So lief das Gespräch noch ein Weilchen fort. Der Legationsrath im Cabinette hatte Mühe, den entzückten August abzuhalten, daß dieser nicht hinaus sprang, und im Uebermaße seiner Freude den Gewinn des glücklichen Ausgangs dieser Prüfung verscherzte.

Aber der alte Herr von Sonderberg, der, so bald Wilhelmine die Frau von W** wieder verlassen hatte, von dem Ausgange dieser zweiten Prüfung unterrichtet wurde, sah so kalt dazu aus, als ob er gar nichts gehört hätte. Um das Herz war ihm nicht, wie er aussah. Er befürchtete, wenn es mit den Beweisen so fortgehe, am Ende zum Stillschweigen gebracht zu werden. Es war ihm gereuet, sich auf Beweise eingelassen zu haben, die wirklich geführt werden konnten. Er hätte aber der Sache weiter nachgedacht, und gefunden, daß er, ohne sich zu wiedersprechen, das Unmögliche fordern könnte. So war er auf die zweite Nachricht von der unzweifelbaren Liebe Wilhelmine'ns vorbereitet. Keine tröstliche Aussicht für die Gegenpartei!

Mich dünkt doch, sagte August, der selbst den Muth gehabt hatte, sich wieder in seiner großen Angelegenheit vor seinem Vater zu zeigen, — mich dünkt doch, lieber Vater, Sie

selbst hätten den Beweis gefordert, den wir jetzt geführt haben!

Sehr recht, antwortete der alte Landrath. Ich selbst habe euch Waffen gegen mich in die Hände gegeben, um euch zu zeigen, wie billig ich bin. Meine Schuld ist es also nicht, wenn ihr nichts beweiset. Die Natur der Sache bringt es so mit sich, daß ihr das, worauf Alles ankommt, nicht beweisen könnt.

Sie glauben also, fragte August, noch nicht, daß Wilhelmine mich mehr, als meinen Stand, liebt?

Ich bin sehr geneigt, es zu glauben; sagte der alte Landrath.

Sie halten also, fragte August weiter, noch nicht für bewiesen, daß Wilhelmine mich mehr, als mein Geld, liebt?

Ich verlange keinen besseren Beweis, als den sie gegeben hat; sagte der alte Landrath.

August sah seinen Vater voll Erstaunen an. Versteh' ich Sie, lieber Vater? fragte er schüchtern.

Nicht zum besten, wie es scheint, sagte der alte Landrath. Weißt du denn, junger Mann, gar nicht mehr, wovon unter uns die Rede war? Oder seyd ihr Alle, du und deine Advocaten, so unwissend in den Principien der Menschenkenntniß, daß ihr glaubt, die Person, von der wir reden, liebe dich über Alles, weil sie gegen Rang und Geld gleichgültig ist? Hast du nie gehört oder gelesen, mein Sohn, was eine Leidenschaft ist? Eine Leidenschaft, sagt Wolf, ist eine Handlung der Seele, wodurch sie etwas mit Heftigkeit begehrt oder verabscheuet. Nun ist die Liebe eine Leidenschaft. Folglich ist nichts natürlicher, als daß die Schöne, die dich liebt, dich zu besitzen mit Heftigkeit begehrt, also gegen Rang und Geld gleichgültiger ist, als sie vermuthlich sonst seyn würde. Daraus folgt aber keinesweges, daß sie dich über Alles liebt. Ihre Leidenschaft sucht

Befriedigung. Deßwegen achtet sie nichts mehr, als die Befriedigung ihrer Leidenschaft. Sie liebt nicht dich. Sie liebt ihr Vergnügen.

Wie ein Schaf vor seinem Scherer steht, stumm und in sich gebückt, und eben nicht mit der Physionomie der Klugheit, so stand August von Sonderberg vor seinem lächelnden und mit der Physionomie der höchsten Geistes-Superiorität auf ihn herab blickenden Vater. Aber welch ein Unglück, seufzte August in seinem Herzen, unter der Autorität eines Mannes zu stehen, dessen Vorurtheile sich gar noch auf den Stelzen einer Philosophie erheben!

Du antwortest nicht? sagte der alte Landrath.

Habe ich Sie denn, sagte August bitter, so unverzeihlich beleidigt, daß Sie noch eine neue Antwort von mir hören müssen? Ich glaubte eine Zuflucht bei ihrer Güte zu finden, und Sie wollten, wie ich nun sehe, mich von Anfang an nur Ihren Spott fühlen lassen.

In diesem Tone sprachen Vater und Sohn noch ein Weilchen fort. Der Sohn wollte immer davon gehen. Der Vater hielt ihn, um ihm zu beweisen, daß er es gut mit ihm meine. Ein Geschäft, zu welchem der Landrath abgerufen wurde, riß den Faden des Gesprächs ab. August flog, glühend vor Verdruß, und wild, wie ein Verzweifelnder, zu seiner Tante, wo er auch den Legationsrath fand.

Was der alte Herr von Sonderberg mit dem von seinem Sohne übernommenen Beweise eigentlich wollte, war nun klar genug. Aber nun war auch die entschlossene Gegenpartei auf das Aeußerste gereizt. Drei gegen Einen! rief Frau von W**. Und er sollte uns zum Besten haben? Noch heute muß er sich als meinen Bruder zeigen. Seinen Sohn darf er verspotten, nicht seine Schwester. Weil er mich mit verspottet hat, so s o l l er nachgeben.

Wenn Frau von W** das Wörtchen S o l l mit der bekannten weiblichen Energie ausge-

sprochen hatte, so konnte man auf eine Unternehmung rechnen. Mit kälterem Blute, aber mit ähnlicher Entschlossenheit, both ihr der Legationsrath zu Allem, was sie in Vorschlag bringen würde, die Hand. Frau von W** setzte sich, zwar nicht wie weiland Frau Pythia auf einen Dreifuß, aber doch in die Ecke ihres Canapees, die bei ihr die Stelle des Dreifußes vertrat, wenn sie ein Geheimniß errathen oder einen versteckten Plan ausdenken wollte. Sie saß nicht umsonst. Die Inspiration kam. Der Legationsrath stutzte, als er den romanhaften Einfall vernahm; aber er weigerte sich nicht, auch diesen neu ersonnenen dritten Act der seltsamen Prüfungs-Comödie mitzuspielen.

Unverzüglich, nachdem alles Nöthige verabredet war, setzte sich Frau von W** in eine so genannte Portechaise, und ließ sich zu ihrem Bruder tragen. Ihre Unterredung mit ihm würde, wenn wir sie nieder schreiben wollten, mehrere Bogen einnehmen, nnd uns doch die

kluge Frau von keiner neuen Seite kennen lehren. Ihre Kunst und Beredsamkeit drangen langsam, aber siegend durch. Der alte Herr von Sonderberg mußte wie ein Ehemann, der den Hausfrieden liebt, seinen Willen verläugnen, seine Schwachheit selbst zu Markte tragen, und versprechen, bei dem entscheidenden Act der Comödie, über die er sich lustig zu machen gehofft hatte, zwar nicht als Zusch uer, — denn dazu ließ sich nicht füglich eine Einrichtuug treffen, — aber doch als ernsthafter Zuhörer in dem geheimen Cabinette, wo schon zwei Mal sein Sohn und der Legationsrath gelauscht hatten, in seiner ganzen väterlichen Würde gegenwärtig zu seyn. Menschenkenner! Wenn ihr dieses gelesen habt, und euer Selbstvertrauen euch wieder trotzig macht, so erinnert euch des alten Herrn von Sonderberg, und denkt: Es gibt auch Menschenkennerinnen!

Zum dritten Male erschien am Morgen des folgenden Tages die Märterinn des großen See-

len-Experiments um eine bestimmte Stunde vor der Frau von W**. Der Legationsrath, den sie schon lange kannte und hochschätzte, war gegenwärtig. Im Cabinette versteckt, lauschte der alte Landrath. Ihm hatte man denn doch versprechen müssen, Wilhelmine'n von seiner heimlichen Anwesenheit nie etwas zu verrathen, und ihn nicht aufzuhalten, wann er, des Schauspiels müde, durch eine andere Thür, die aus dem Cabinette in den Vorsaal führte, sich zurück ziehen würde. Dafür hatte er sich müssen gefallen lassen, seinen Sohn, um dessen willen das Schauspiel aufgeführt wurde, mit sich in das Cabinett zu nehmen. Ein merkwürdiges Tete a Tete zwischen Vater und Sohn! Beide sprachen, wie natürlich, kein Wort. Beide vermieden sogar, so viel sie konnten, einander anzusehen. Der alte Landrath verzog das Gesicht, wenn ein gewisses Gefühl ihm plötzlich zu verstehen gab, daß seine Rolle unter allen hier die einzige lächerliche war.

Sehr ernsthaft und feierlich empfingen Frau von W** und der Legationsrath die leise herein tretende Wilhelmine. Frau von W** hatte dieser in einem Billette geschrieben, daß sie den Legationsrath bei ihr finden würde. Deßwegen war das gute Mädchen ein wenig schüchterner, als bei den vorigen Auftritten.

Man setzte sich. Frau von W** fing das Gespräch an:

Sie haben wohl unsern August seit der traurigen Aenderung seines Schicksals nicht gesehen?

Nein! sagte Wilhelmine erschrocken. Er ist doch . . .

Sie konnte nicht fortfahren. Sie wollte sagen: Nicht todt? Oder: Nicht davon gegangen? Und Beides war ihr gleich unmöglich auszusprechen.

Er ist nicht todt und nicht davon gegangen! sagte Frau von W**, die in solchen Fällen sich auf das Ergänzen abgerissener Fragen durch vollständige Antworten verstand. Aber er ist

um so mehr zu bedauern, da er nicht davon gehen kann.

Ist er krank? fragte Wilhelmine, von neuen erschrocken.

Auch das nicht; sagte Frau von W**; aber er ist eingesperrt. Und das ist für einen jungen Mann, der seine Freiheit liebt, schlimmer, als krank seyn.

Eingesperrt? fragte Wilhelmine.

Und das macht uns auf das Aeußerste besorgt, fing nun der Legationsrath an. — Sie kennen August's Heftigkeit. Geduldig läßt er sich nicht gefangen halten. Entweder verliert er in der Verzweifelung seinen Verstand, oder er legt Hand an sich selbst. Denn entspringen kann er unmöglich. Dafür hat sein Vater schon gesorgt.

Sein Vater? rief Wilhelmine. Wer seinen Sohn so behandeln kann, ist der ein Vater? Aber wir müssen ihn retten, den unglücklichen August.

Wir können nicht; sagte Frau von W**.

Wir können nicht; wiederhohlte der Legationsrath.

Kann ich denn? fragte Wilhelmine schnell. Ihr ganzes Herz glänzte in ihren Augen.

Ich zweifle, sagte Frau von W**, ob dem armen August geholfen werden kann Denn gegen die Zeit, da wir meinen Bruder zu erweichen hoffen dürfen, oder da diesen vermuthlich selbst seine Strenge gereut, möchte es bei August's äußerst lebhaftem Charakter wohl zu spät seyn. Und doch wünschte ich fast selbst lieber die Ursache seines Unglücks zu seyn, als, daß Sie, gutes Kind, es wären.

O Gott! daß ich es seyn muß! seufzte blaß und zitternd Wilhelmine.

Es ist schrecklich, sagte Frau von W** daß wir nicht umhin können, Sie, bestes Kind, so zu martern. Es ist schrecklich, — sagte sie noch ein Mal lauter, indem sie sich gegen die Thür des Cabinetts wandte, — daß die Vorurtheile

meines Bruders uns diese Grausamkeit abpressen. Aber Sie müssen doch früher oder später das Rechte erfahren. Mein Bruder hat, als ob uns alle Unfälle mit Einem Schlage treffen sollten, in dem Augenblicke, als er anfing, für seinen Sohn Mitleid zu fühlen, eine andere Entdeckung gemacht, die ihm empfindlicher ist, als uns die erste war, die wir gegen seinen Willen machten. Er hat erfahren, daß August Sie liebt.

Und deßwegen, rief Wilhelmine, mißhandelt er den, dem er nichts gelassen hat, als diese Liebe? Was hat er denn noch für Rechte an dem Unglücklichen? Hat er sich nicht von ihm losgesagt?

Das hat er; sagte Frau von W**. Aber so sind die Väter. Zuerst, als sich nicht bezweifeln ließ, daß August ein untergeschobenes Kind sey, fiel der Unwille des Vaters, der bis dahin selbst nichts von dem Geheimnisse gewußt hatte, auf den unschuldigen Sohn. Er mochte seinen Liebling nicht mehr vor den Augen leiden.

Er dachte nur darauf, ihn so weit, als möglich, von sich zu schaffen. Unterdessen kühlte sich sein Blut. Die väterliche Liebe nahm wieder ihren natürlichen Platz ein. Da außer mir und dem Herrn Legationsrathe hier kein Mensch um das entdeckte Geheimniß wußte, so versprachen wir von unserer Seite feierlich Verschwiegenheit, wenn auch mein Bruder die Entdeckung ignoriren wollte, so daß Alles völlig bei'm Alten bliebe, als ob August rechtmäßig geborner Herr von Sonderberg wäre. Mein Bruder nahm nach einigen Besinnen unser Versprechen an. August schien geborgen zu seyn, als seine Neigung zu Ihnen, mein gutes Kind, meinem Bruder hinterbracht wurde. Sie kennen die Grundsätze meines Bruders über Mißheirathen. Gerade in der schlimmsten Laune mußte er erfahren, was er zu einer andern Zeit vielleicht ruhiger angehört und überlegt hätte. In der ersten Erbitterung läßt er seinen Sohn vor sich kommen. August gesteht Alles. Sein Vater verlangt, daß

er alle Verbindung mit Ihnen abbrechen soll. August antwortet, daß er in diesem Puncte seinen Vater nicht gehorchen könne. Der Wortwechsel wird immer heftiger, bis zuletzt mein Bruder mit einer fürchterlichen Alternative droht. Entweder soll August seine Liebe zu Ihnen abschwören, oder als ein Bettler und notorischer Bastard in die Welt laufen. Nur wenn er auf Sie Verzicht thut, will sein Vater ihn in seinem Hause behalten, und den Flecken in seiner Familiengeschichte bemänteln. Ueber diese Alternative entrüstet, vergaß August, daß der Mann, der ihm drohte, sein Vater war. Unschickliche Antworten entfuhren ihm. Nun ist er eingesperrt wie ein Missethäter. Er wird, wie mein Bruder geschworen hat, nicht eher erlöset werden, bis er sich entscheidend erklärt hat.

Frau von W** schöpfte Athem, als sie mit ihrem Mährchen zu Ende war. Hätte sie nicht so rasch erzählt, so hätten Zwischenfragen und Antworten vielleicht die Erdichtung verrathen.

Denn gegen die Wahrscheinlichkeit der ganzen Geschichte ließ sich zu vieles mit Grunde erinnern. Wahrscheinlich in den Augen eines ruhigen Prüfers waren auch die beiden ersten Geschichten nicht. Aber wie weit war Wilhelmine von dem Zustande ruhiger Prüfung entfernt! Und wie konnte ihr nur einfallen, daß Frau von W** sie mit Mährchen unterhalten oder gar martern würde? Betäubt nahm sie Alles, was sie hörte, für reine Wahrheit an. Sie schien langsam in Ohnmacht zu sinken. Frau von W** suchte allerlei gewöhnliche Formeln hervor, um ihr Muth einzusprechen. Wilhelmine hörte wenig darauf. Mitten in dem Schwindel, in dem sie kaum sich ihrer selbst bewußt war, sann sie auf Hülfe. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen. Sie sagte endlich mit einer erschütternden Kälte, als ob sie gar nichts fühlte: Lassen Sie den armen August wissen, daß er frei ist.

Wie? fragten zugleich Frau von W** und der Legationsrath. Beide bückten sich

zu ihr hin, wie wenn man nicht recht gehört hat.

Sagen Sie ihm — fuhr Wilhelmine fort, immer in dem tiefen Tone, den keine Feder beschreibt, und den keine Zunge nachspricht, außer wenn das erschütterte Herz die beklemmte Brust kaum zu heben vermag, und wenn iu einer letzten Anstrengung alle Kräfte hinsterben, — sagen Sie ihm, daß er gar nicht an mich gebunden ist, wenn er durch mich nicht glücklich werden kann. Weder mit Worten, noch in Gedanken, werde ich ihm einen Vorwurf machen, wenn er sich von mir lossagt. Sagen Sie ihm, daß ich selbst ihn bitte . . . oder — nein! — bitten Sie ihn, an mich nicht länger zu denken.

Mit dem letzten Worte sank sie an Frau von W**. Aber die gewaltsame Bewegung ihres Bluts ließ sie nicht ohnmächtig werden. Thränen überzogen ihr matt blickendes Auge.

Nachdem sie sich ein wenig erhohlt hatte, sagte Frau von W** bedenklich: Ihre edle

Gesinnung, bestes Kind, wird Ihren Freund nicht retten. Je mehr er überzeugt wird, daß Sie ihn uneigennützig lieben, desto weniger wird er Sie aufopfern.

Frau von W** hat Recht; setzte der Legationsrath hinzu. So lange Sie leben, Mademoiselle, wird er an kein Glück denken, das er nicht mit Ihnen theilen kann.

Wilhelmine richtete sich langsam auf. Sie neigte sich in dumpfem Erstaunen gegen den Legationsrath. — So lange ich lebe? Wie verstehen Sie das?

Der Legationsrath sah Frau von W** an. Diese nahm wieder das Wort: Der Herr Legationsrath hat sich ein wenig unvorsichtig ausgedrückt. Sie müssen unser einziger Trost seyn, wenn August in der Verzweifelung sein Leben nicht schont. Denn was dieser heftige Mensch schon für ein Experiment an sich machen wollte, wenn Sie das wüßten... Aber Sie sollen es nicht wissen; wenn wir gleich keinen Augenblick

sicher sind, daß wir nicht etwas Aehnliches von ihm hören.

Er hat sich um's Leben bringen wollen? fragte Wilhelmine.

Sie haben es errathen, — sagte Frau von W**; — ein Beweis, daß Sie Ihren Freund kennen. Lassen Sie sich nun von dem Herrn Legationsrathe das Genauere erzählen!

Der Legationsrath schien unschlüssig, ob er erzählen sollte, während Wilhelmine, deren Augen nun ganz auf ihn gerichtet waren, immer inständiger bath.

Sehen Sie dieses Glas hier? sagte endlich der Legationsrath.

Wilhelmine sah das Glas an, das sie vorher nicht bemerkt hatte. Es stand auf dem Tischchen, neben dem sie, matt angelehnt, saß. Die trübe Tinctur der Flüssigkeit in diesem Glase beschäftigte ihr melancholisch prüfendes Auge.

Ist das Arzenei? fragte sie.

Oder das Gegentheil davon; sagte Frau von W**.

Gift? sagte Wilhelmine.

Niemand antwortete. Eine Todtenstille von einer Minute beklemmte selbst die Brust des alten horchenden Landraths im Nebenzimmer. Wilhelmine sah immer auf das Glas. Frau von W** und der Legationsrath wandten kein Auge von Wilhelmine'n.

Aber wie kommt das hierher? fragte Wilhelmine wieder.

Sie wissen, antwortete ängstlich der Legationsrath, daß unser Freund sich seit einigen Monathen mit Chemie beschäftigt hat. Kürzlich kam er auf den Einfall, Experimente mit Giften zu machen. Alles Unheil zu verhüthen, das dadurch zufällig hätte entstehen können, versteckte er den tödtlichen Apparat, wo ihn Niemand suchte. Unter andern stellte er diese Mixtur, die

Sie hier sehen, in einem Winkel des Zimmers, das er damals verschließen konnte, das aber jetzt hinter ihm selbst verschlossen und verriegelt ist. Als man ihn dort einsperrte, hatte Niemand ein Arges ans dem Glase im Winkel, oder man sah es für eine unbedeutende chemische Auflösung an. Unterdessen erhielt ich heute früh von dem alten Herrn von Sonderberg die Erlaubniß, den Arrestanten zu besuchen. Ich fand ihn der Verzweifelung so nahe, daß ich für ihn zitterte. Unser Gespräch, durch das ich ihn zu beruhigen dachte, erhitzte seine Phantasie noch mehr. Er setzte mir mit immer steigender Heftigkeit das Unglück seines Zustandes aus einander. Seine Liebe aufzuopfern, sagte er, sey ihm unmöglich, und eben so unmöglich, sich vor dem Mädchen, das er glücklich zu machen geträumt habe, als Bastard und Bettler zu stellen. Das Schicksal stoße ihn aus dem Leben hinaus. Er wolle seine Wilhelmine nicht mit in den Abgrund ziehen, in den er geworfen

werde. Der Weg in eine andere Welt sey ihm glücklicher Weise durch sein Studium der Chemie gebahnt. Während er dieß sagte, zog er das Glas aus dem Winkel neben seinem Bette hervor, zeigte es mir, und war schon im Begriffe, es an die Lippen zu setzen. Als ich ihm in den Arm fiel, sträubte er sich nicht lange. Er überließ mir das Glas, nachdem ein Theil des Giftes verschüttet war. Wir wollen nicht darum ringen, sagte er; es gibt solcher Mittel mehrere. So wie die Portion nun ist, fuhr er fort, könnte sie ein Frauenzimmer gebrauchen; aber für mich ist sie zu schwach. — Wir disputirten nun noch, wie Sie denken können, lebhaft genug. Ich wollte schon den Rest des Giftes wegschütten, als mir einfiel, es zum Andenken an diese schreckliche Stunde aufzubewahren. Und so brachte ich es in einem Arzeneiglase mit zur Frau von W**. Daß Sie es hier in einem Trinkglase sehen, kommt daher, weil

Frau von W** das Arzeneiglas für so zerbrechlich hielt, daß ich es, wie sie meinte, ohne Gefahr nicht in der Tasche wieder nach Hause trägen könnte. Wir wollten eben das abscheuliche Andenken in ein stärkeres Gefäß gießen, als Sie, prompter, als Frau von W** erwartete, zu uns kamen.

Der Legationsrath schwieg. Jedes Wort seiner Erzählung hatte sich Wilhelmine'n scharf, wie ein Pfeil, und glühend, wie eine Flamme, in die Seele gegraben. Die Vorstellung des Todes hatte alle ihre Gedanken verschlungen. Prüfen, was wahr oder falsch war, konnte sie in diesem Zustande nicht, auch nicht unterscheiden, was Recht oder Unrecht war. Sie hatte nur Ein Gefühl. Ihre Augen rollten hin und her.

Auf Ein Mal streckte sie ihre zitternde Hand, als ob es in Gedanken geschähe, spielend nach dem Glase aus. Sie wandte sich dabei an den Legationsrath:

Sie glauben doch, daß August keine Ursache hätte, zu sterben, wenn ich schon gestorben wäre?

Das ist wohl gewiß genug; antwortete der Legationsrath. Aber was wollen Sie mit dieser Frage?

Nicht wahr? sagte Wilhelmine. August fand diese Portion für sich zu schwach. Aber ein Frauenzimmer, sagte er, könnte sie noch gebrauchen?

Das sagte er; antwortete der Legationsrath. Aber wozu kann uns diese Bemerkung nützen?

Ohne ein Wort zu erwiedern, ergriff Wilhelmine das Glas. In einem Augenblicke hatte sie das vermeinte Gift getrunken; und so wie sie es getrunken hatte, rief sie laut: O Gott! Meine Mutter!

Und in demselben Augenblicke flog die Thür des Cabinetts gegen über auf. August, der sich

nicht länger zu beherrschen vermochte, stürzte herein, und mit ihm sein Vater.

Glauben Sie nun, Herr Landrath? rief der Legationsrath, indem er dem alten Herrn von Sonderberg das Glas entgegen hielt.

Der kalte Welt- und Hofmann, der sonst so gern Sentenzen sprach, konnte nur mit einer Thräne antworten, die sich gewaltsam den Weg aus seinen trockenen Augen bahnte. Vielleicht hätte er auch jetzt gern noch ein wenig vernünftelt; aber die Natur zwang ihn, zu fühlen. Er ging freundlich auf Wilhelmine'n zu. Wilhemine staunte ihm einen Augenblick entgegen, und sank mit einem Schrei ohne Bewußtseyn zurück. Es schien, als ob aus der von dem alten Landrath so genannten Comödie ein ernstliches Trauerspiel werden sollte. Aber der ermunternde Zuruf und die Bemühungen der Umstehenden brachten die erschöpfte Märterinn wieder zum Leben. In dem Schwindel,

der alle ihre Sinne umgab, begriff sie nur halb, daß man sie, bloß um ihre Liebe zu prüfen, mit leeren Mährchen gemartert hatte, und daß das vermeinte Gift ein sehr unschuldiger Trank gewesen war. Aber ein sanft aufwallendes Roth auf ihren Wangen bewies doch, daß sie zum vollen Bewußtseyn ihres Glücks zu erwachen anfing, als der alte Herr von Sonderberg ihre Hand nahm, und lächelnd sagte: Sie lieben meinen Sohn. Seyn Sie meine Tochter!

Reflexionen

aus der Sphäre des geselligen Lebens.

Reflexionen

aus der Sphäre des geselligen Lebens.

Man kann sich, wenn man Menschen beobachtet, nicht genug hüthen, seine Freunde nicht entgelten zu lassen, was die Menschen fehlen.

Der Mensch zeigt sich unter den Menschen, wo irgend jemand um einer guten Sache willen nicht zum großen Haufen gehören will, auch wenn er übrigens noch nicht recht weiß, was er denn eigentlich will.

Der Mensch zeigt sich unter den Menschen, wo irgend jemand um einer guten Sache willen sich über Convenienz und gemeine Bedürfnisse hinwegsetzt.

Wer sich mit der Menschheit entzweien will, der studiere die große Welt; wer sich wieder mit ihr aussöhnen will, vergesse die Welt am Busen eines Freundes.

Wenn gleich auch der cultivirte Mensch wie ein Kind regiert seyn will, so muß man doch das Zuckerbrod und die Ruthe für ihn in Grundsätze verwandeln.

Ueber schlechte Grundsätze sich erzürnen, wäre in der großen Welt eine entsetzliche Beleidigung des Wohlstandes.

Der guten Grundsätze schämt man sich, wie der Unschuld, um des guten Tons willen.

Je größer der Kreis ist, in dessen Umfang unsre nützliche Wirksamkeit fällt, desto leichter fällt man selbst aus diesem Kreise.

Alle guten Empfindungen drängen den Menschen in eine enge geschlossene Gesellschaft.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Zweien oder Dreien gelingen kann, was Tausenden immer mißlingen wird.

Die engsten aller engen Verbindungen sind ohne Zweifel die Freundschaft und die Ehe; aber eben deßwegen fallen beide nur selten in Eine Sphäre.

Liebe und Vertrauen werden von der Welt gern einem engeren Ausschusse überlassen, dessen Mitglieder die Meisten nicht einmal zum Versuche werden mögen.

Das frostigste Beysammenseyn heterogener Menschen heißt Gesellschaft, weil die Meisten auch in Gesellschaft nur beisammen sind.

Der Engländer, der sein Caminfeuer, das ihn wärmt, zugleich als Gesellschaft betrachtet, hat gar nicht Unrecht, wenn ihn dieses Feuer auch nur halb so gut unterhält, als eine kalte Gesellschaft.

Wer nur Hülfe von Andern verlangt, der erwarte nicht ihre Liebe; denn helfen kann uns ein guter Wind zuweilen mehr, als der beste Freund.

Ob man mit Menschen umgeht, oder mit Hausthieren, oder mit Büchern, Gemälden und Naturalien, ist in der Hauptsache so ziemlich Daßselbe, sobald man nur Umgang, als Umgang, sucht.

Man hat es merkwürdig gefunden, daß Friedrich II. so gern mit Windspielen umging. Aber schmeichelten ihm dann diese Windspiele, um des künftigen Futters willen, auch wenn sie satt waren?

Gute Gesellschaft sollte wohl eigentlich nur die heissen, wo man gute Gedanken umsetzen kann, und wo man wenigstens ahndet, was die Menschen einander seyn könnten, wenn sie wären, was sie seyn sollten. Aber wer mag sich so ausdrücken?

In der feinsten Comödie des guten Tons spielt jeder Schauspieler in den Augen des andern die Rolle des Rüpels.

Wo es gegen den guten Ton ist, sich zu freuen, da amüsirt man erstens sich selbst, und zweitens Andere, und dieß ungefähr so, wie man im Kriege den Feind amüsirt, den man von der einen Seite beschäftigt, um ihn auf der andern zu schlagen.

Gehört es etwa auch zum guten Tone, daß Diejenigen am meisten mit einander sprechen, die einander am wenigsten zu sagen haben?

Die Meisten theilen einander ihre Gedanken mit, wie Kinder die ihrigen den Thüren und Wänden.

An einem Coeur-As muß dem Weltmanne mehr gelegen seyn, als an allen Herzen, auf die er nicht pointiren kann.

Das Beste, das ein gebildeter Mann sagt, scheint dann erst recht zu interessiren, wenn man zu bemerken glaubt, daß er mit noch etwas Besserem zurückhält.

Die Freundlichkeit hat nun schon so weit aufgehört, das Symbol des Wohlwollens und der geselligen Achtung zu seyn, daß man bald wird die Nase gegen einander rümpfen müssen, um zu verstehen zu geben, daß man Lebensart habe.

Die langweiligsten Gesellschaften würden unterhaltend werden, wenn jeder Narr den Muth

hätte, sich auszusprechen, wie man es jetzt nennt.

Eine interessante Rohheit muß uns zuweilen mit der Cultur aussöhnen, die dem verfeinerten Menschen weggeschliffen hat, was hätte geschliffen werden sollen.

Bey weitem die größere Zahl der vorgeblich gebildeten Menschen sind nur, in der Stallmeistersprache zu reden, gebrochene Menschen, das heißt, den vollkommen zugerittenen Pferden gleich, die gar keinen Willen mehr haben, außer dem Willen ihres Reiters.

In glänzenden Gesellschaften muß man die Menschen betrachten, wie auf den Bibliotheken die Bücher, die uns den Rücken und den Titel zukehren.

Ohne Politur ist freilich auch der Diamant nicht schön; aber kräftige Naturen lassen sich auch, wie Diamanten, nur mit ihrem eigenen Pulver schleifen.

Wenn die Kleinen nicht die Sitten der Großen nachahmten, würden sie bald wie Hausthiere neben ihnen stehen.

Wo der Bauer Sitten und guten Willen zeigt, da zeigt der Weltmann Moden und guten Ton.

Tiefer kann der Mensch in der eleganten Welt doch wohl nicht sinken, als, wenn er sich unter Vornehmeren lieber dulden, als unter seines Gleichen achten läßt.

Es muß doch für den Bettler ein herzerhebender Anblick seyn, einen Großen vor einem Größeren kriechen zu sehen, was sich denn allerdings zuweilen auch unter freiem Himmel ereignet.

Das Bedürfniß, geschmeichelt zu werden, liegt so tief in der menschlichen Natur, daß die Großen selbst dann noch die Schmeichler

nicht entbehren können, wenn sie sie herzlich verachten.

Höflichkeit aus Gnade beleidigt nicht immer, demüthigt aber den Kenner, den sie trifft, mehr, als die derbeste Unhöflichkeit.

Macht denn die Freundschaft, die wirklich so zu heissen verdient, in den Hütten etwa mehr Glück, als in den Pallästen?

Der Egoismus des Armen, dessen nächstes Argument das liebe Brod ist, und der Egoismus des Reichen, der Königreiche verschlingen möchte, unterscheiden sich kaum in den Proceduren.

Das Bedürfniß wahrer Freundschaft setzt eine Erhebung des Geistes voraus, die man eben so wenig dem gemeiuen Manne zumuthen muß, dessen Geist im Joche der wahren Bedürfnisse des Körpers schmachtet, als dem Vornehmen, der nie genug hat.

Die Neigung zum Despotisiren ist so allgemein, daß eine vernünftige Opposition in einer guten Haushaltung fast noch nothwendiger ist, als in einem vollkommenen Staate.

Zum Regieren gehört mehr Charakter, als Verstand; und deßwegen ist es ganz in der Ordnung, daß ein charakterloser Mann, auch wenn er noch so viel Verstand hat, unter dem Zepter einer gewöhnlichen Frau steht, die wenigstens thut, als ob sie Charakter hätte, wenn sie zur rechten Zeit Ja und Nein sagt.

Die Rechte der Frauen in unsern cultivirten Gesellschaften werden so augenscheinlich von unsern Mode-Jünglingen immer weniger respectirt, daß der letzte Ueberrest der ritterlichen Galanterie bald nicht viel mehr seyn wird, als eine elegante Grimasse.

Freundschaft und Liebe mögen sich immerhin wie Prose und Poesie zu einander ver-

halten; ein jugendliches Herz hört darum doch nicht auf, an poetische Prose zu glauben, was auch die Kritik dagegen erinnern mag.

Es geht der Freundschaft zwischen nicht betagten Personen von verschiedenem Geschlechte zuweilen wie in Epikur's Himmel den Göttern, die da keinen Leib hatten, sondern nur gewissermaßen einen Leib.

Eine sentimale Cokette und eine frivole unterscheiden sich von einander wie zwei abgerichtete Vögel, von denen der eine eine geistliche, der andere eine weltliche Melodie pfeift.

Man sollte das romantische Bedürfniß, von tausend Herzen geliebt zu werden, nicht geradezu mit der Gefallsucht verwechseln, und die Gefallsucht nicht so strenge richten, wie die Eroberungssucht.

Freilich geht die Gefallsucht gewöhnlich vor der Eroberungssucht her, wie ein hektischer Husten vor der Schwindsucht.

Es soll eine unschuldige Cokett erie geben, wie es unschuidige Motionsspiele gibt, bei denen man nichts weiter zu besorgen hat, als, den Hals zu brechen.

Seitdem die Prüderie so aus der Mode gekommen ist, daß man sie selbst auf dem Theater nicht mehr sehen will, ziemt es den Schönen allerdings, sich nicht mehr so warm zu kleiden, wie ehemals.

Da alle Extreme in der moralischen Welt einander berühren, warum denn nicht auch der Stand der eleganteſten Schuld und der Stand der Unschuld?

Wenn die reinste Kunst wirklich eine zweite Natur ist, so ist die neue Natürlichkeit in unsrer eleganten Welt ja nur das netteste Resultat der Kunst, zu leben.

Alles, was an dem Menschen etwas werth ist, kann doch noch bestehen, so lange nur der reissende Strom der Modecultur nicht zwischen den Pallästen und den Hütten die Häuser einreißt, in denen die Liebe und das Vertrauen noch eine Heimath finden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bouterwek, Friedrich,

Novellen und Reflexionen Aus den ältern Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar

Göttingen 1805

P.o.germ. 159 y
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106111-0